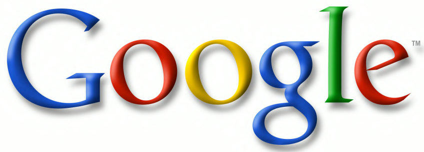
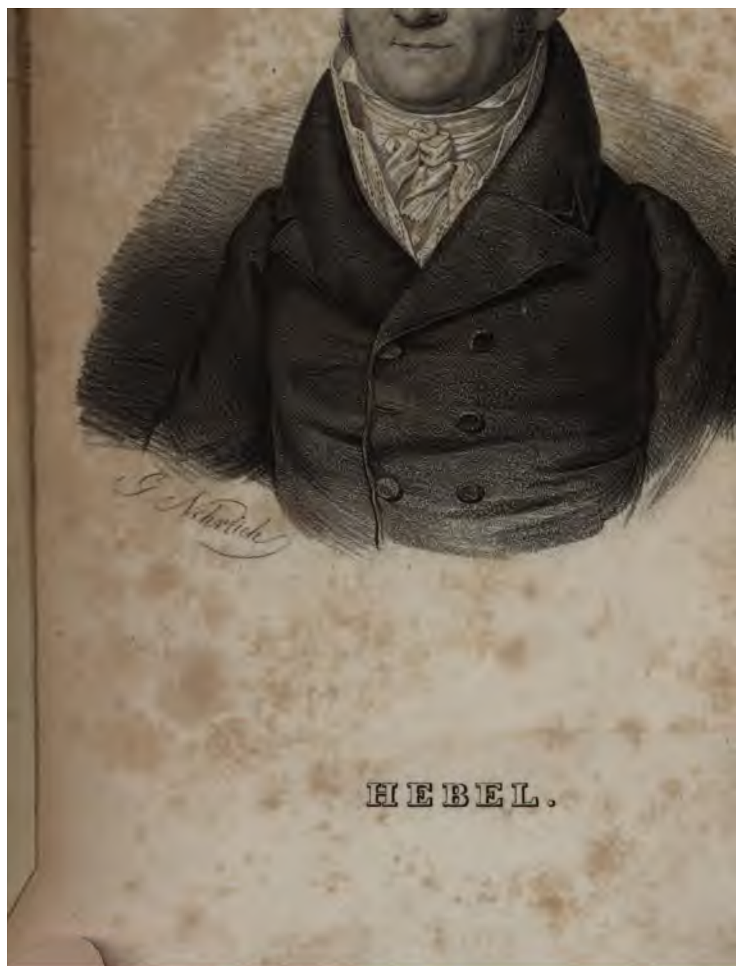





INTER FOLIA FRVCTVS
Karl Bissinger.
III. B. 29.



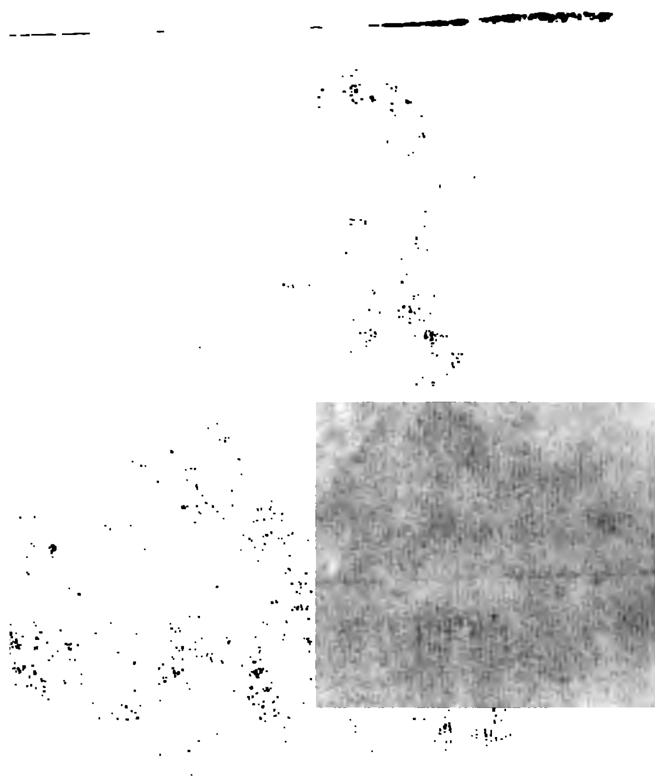


HEBEL.

J. P. Hebel's

Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.

1 8 3 8.



HEBEL.

J. P. Hebel's sämmtliche Werke.

Neue Ausgabe.

Erster Band.

Allemannische und hochdeutsche Gedichte.

I.

Mit dem Bildnisse Hebel's.

Carlsruhe,
Verlag der Chr. Fr. Müller'schen Hofbuchhandlung.
1838.

Leben des allemannischen Dichters Johann Peter Hebel.

1.

Johann Peter Hebel wurde den 10ten Mai 1760 zu Basel geboren, und den 13ten desselben Jahrs in der Kirche zu St. Peter daselbst getauft.

Sein Vater war Johann Jakob Hebel, Schutzbürger und Webermeister zu Hausen, einem Badischen Dorfe, welches im Wiesenthale eine Stunde hinter Schopfheim liegt, und von Basel sechs Stunden entfernt ist. Seine Mutter war Ursula, eine geborne Oertlin. Das Vermögen dieser beiden Leute bestand in einem kleinem Hause nebst einigen Grundstücken und Kapitalien. Solches Vermögen hatten sie zum Theil von ihren Eltern geerbt, zum Theil in ihrer Dienstzeit, als sie noch unverheirathet

waren, durch redlichen Fleiß und weise Sparsamkeit erworben.

Johann Jakob Hebel war aus Simmern in der jenseitigen Pfalz gebürtig. Schon als Jüngling verließ er seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Zu Basel wurde er Bedienter bei einem Major, Namens Iselin, welcher zuletzt als Brigadier starb, und begleitete ihn und sein Regiment nach Flandern und an den Niederrhein, so wie später nach Korsika, wo er sich in den Jahren 1756 und 1757 befand. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich mit der genannten Ursula Oertlin, welche er zu Basel, wo sie in dem nämlichen Hause diente, kennen gelernt hatte. Da sie die Tochter eines Bürgers von Hausen war, und hier ihr Vermögen hatte, so nahm er mit ihr in diesem Dorfe seinen Wohnsitz. Weil sie aber beide sich durch ihre Rechtschaffenheit und Treue bei der Familie zu Basel, bei welcher sie in Diensten gestanden waren, eine fortdauernde Achtung und Liebe erworben hatten, und sich ihnen zur Zeit des Frühlings und Sommers in dieser Stadt eine günstigere Gelegenheit zum Erwerbe als in ihrem Heimathsorte darbot, so begaben sie sich jedesmal im Frühling zu ihrer vorigen Herrschaft nach Basel zurück, und blieben einige Monate hindurch daselbst, indem sie theils im Hause, theils im Garten um den Taglohn arbeiteten. Während eines solchen Aufenthalts im Jahr 1760 geschah es, daß ihr

Sohn, Johann Peter, zu Basel geboren wurde.

Johann Jakob Hebel lebte mit seiner Ehefrau zufrieden und glücklich, aber frühe schon entriß ihn der Tod den Seinigen. Schon am 25ten Juli 1761 starb er zu Hausen in einem Alter von 41 Jahren, nachdem er kurz vorher krank von Basel zurückgekommen war. Seine Familie verlor an ihm einen rechtschaffenen und treuen Hausvater, der sowohl wegen seines Verstandes, als auch wegen seines gefühlvollen und frommen Gemüthes bei Allen, die ihn kannten, geachtet war. Als er starb, hatte Johann Peter noch nicht völlig ein Alter von einem Jahre und drei Monaten erreicht. Ein jüngeres Kind, mit Namen Susanna, war beim Tode des Vaters erst fünf Wochen alt, aber es folgte ihm noch im nämlichen Jahre in die Ewigkeit.

Dieses Verhängniß, welches die hinterlassene Wittwe getroffen hatte, war schwer; aber auch hier bestätigte sich der alte Spruch, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Sie war eine Frau von vorzüglichem Verstande und edlem Gemüthe, und ihre bedrängte Lage diente nur dazu, daß sie bei der Erfahrung der Eitelkeit des irdischen Glückes den hohen Werth ihrer Tugend und Frömmigkeit um so inniger fühlen lernte. Ihr theuerstes Gut auf Erden, an welchem ihr mütterliches Herz hieng, war ihr kleiner Knabe, — das einzige Kind,

welches sie noch hatte; und dieser Knabe wurde ihr um so theurer, als sich schon frühe vor ihren Augen die herrlichen Anlagen seines Geistes entwickelten. Aber je mehr sie ihn liebte, um so mehr glaubte sie ihm ihre Liebe nicht besser erweisen zu können, als durch eine gewissenhafte und christliche Erziehung. Frühe schon erkannte sie, daß sein jugendlicher Geist einer wachsamen und strengen Aufsicht bedürfe. Er war ein Knabe von gutmüthigem Herzen, aber bei seinem sehr muntern und regsamen Geiste blieb er nicht von jugendlichem Muthwillen frei, wovon noch jetzt manche Beispiele eigener Art erzählt werden. Deswegen verwendete sie die genaueste Sorgfalt auf seine Erziehung. Mit sanfter Liebe, aber auch, wo es nöthig war, mit ernster Strenge leitete sie ihn auf der richtigen Bahn. Ihr Herz ermüdete nicht in diesem schönen Berufe, und ihre mütterliche Sorgfalt blieb nicht ohne reichen Segen. Besonders machte ihr frommer Geist einen tiefen Eindruck auf ihn, und frühe schon erwachte ein gleicher Geist auch in seinem Gemüthe, und that sich auf eine sehr erfreuliche Weise kund. So zum Beispiel verfertigte er sich als Knabe ein Kästchen, um die Puppen von Raupen darein zu legen, die er gesammelt hatte. Er füllte es mit Erde, machte jeder Puppe ein kleines Grab, legte sie hinein, und setzte, nachdem er sie mit Erde leicht zugedeckt hatte, ein kleines Kreuz darüber. Mit Sehnsucht sah er dann ihrer Auferstehung entgegen, und freute sich, wenn diese erfolgte, um so inniger, da sein frommes Herz eine tröstliche Andeutung unsers zukünftigen Lebens darin fand.

Mit der Mutter vereint wirkten andere gut gesinnte Menschen für das Wohl des heranwachsenden Knaben. Besonders nahm sich desselben auch der Schullehrer des Dorfes, Andreas Grether, gewissenhaft und liebreich an. Bei diesem gieng Hebel von seinem sechsten Jahre an bis in sein zwölftes in die Schule. Grether liebte den Knaben wegen seiner ausgezeichneten Anlagen sehr, bestrebte sich mit aller Treue, sein Wohl zu befördern, und behandelte ihn eben so mit freundlicher Milde als mit gehörigem Ernste. Das Andenken dieses Mannes trug Hebel stets in dankbarem Herzen, und äußerte sich oft mit Rührung und Achtung über ihn. Als vor mehreren Jahren an Hebel von einem seiner Freunde und Schüler, der damals in Schopfheim wohnte, die bekannte Zeichnung des Hauses, in welchem er und seine Mutter einst wohnten, gesendet wurde, wobei sich zugleich noch ein Theil des in der Nähe stehenden Schulhauses darstellt, so schrieb er dem Uebersender zurück: „Beide Stätten sind mir heilig, wo zwei Menschen wohnten, meine Mutter „und mein Schulmeister, Andreas Grether, „die so Vieles an mir thaten, denen ich so Vieles verdanke.“

Neben der teutschen Schule zu Hausen besuchte Hebel, nachdem er die nöthigen Vorkenntnisse im Lesen und Schreiben erlangt hatte, auch die lateinische Schule zu Schopfheim, wohin er Nachmittags wanderte. Wahrscheinlich erhielt er noch bei August

Gottlieb Preuschen, welcher bis zum Jahre 1769 Diakonus zu Schopfheim und Lehrer der lateinischen Schule war, den ersten Unterricht in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache. Auf Preuschen folgte aber Karl Friedrich Obermüller, welcher im Jahre 1810 als Pfarrer zu Weitnau starb. Von diesem wurde er mehrere Jahre unterrichtet.

Außerdem aber empfieng Hebel auch zu Basel Unterricht im Lateinischen, so wie im Zeichnen und in andern Lehrgegenständen. Auch jetzt noch besuchte seine Mutter oft die Familie zu Basel, bei der sie im Dienst gestanden war, und hielt sich gewöhnlich im Sommer längere Zeit daselbst auf, um durch Arbeit sich Lohn und Unterhalt zu erwerben. Während dieser Zeit genoß er daher in dieser Stadt den nöthigen Schulunterricht.

So brachte er einen großen Theil seines Knabenalters abwechselnd bald in einem armen Dorfe, bald in einer reichen Stadt zu, und lernte das menschliche Leben von verschiedenen Seiten kennen. So lange er sich in Hausen befand, lebte er in Dürftigkeit. Er mußte sich mit geringer Kost begnügen, und, gleich andern Knaben wenig bemittelter Eltern, manche beschwerliche Arbeiten verrichten. Mühsam mußte er im Winter seiner Mutter das nöthige Holz zusammenlesen und nach Hause tragen. Zuweilen arbeitete er auch für das Eisenwerk zu Hausen,

indem er Steine für den Schmelzofen zerschagen half. In den Tagen aber, in welchen er sich zu Basel aufhielt, lebte er im Hause einer vornehmen und reichen Familie, ohne die Beschwerden der Armuth zu fühlen. Stets erfreute er sich hier einer freundlichen und liebreichen Behandlung. Unvergeßlich blieb ihm daher das Gute, welches ihm auf diese Weise zu Theil ward. So oft er in späteren Jahren in die Nähe von Basel kam, besuchte er die edle Familie, von welcher er als Knabe so manche Wohlthat empfangen hatte; und als er später seine Wohlthäterin, die Gemahlin Iselins, nicht mehr unter den Lebenden fand, so verließ er doch Basel nie, ohne die Stätte ihres Grabes besucht zu haben.

Als aber Hebel das zwölfte Jahr zurückgelegt hatte, traf ihn ein schweres, und ohne Zweifel das schwerste Verhängniß seines Lebens. Seine Mutter wurde, als sie nicht völlig das siebenundvierzigste Jahr vollendet hatte, im October 1773 während ihres Aufenthalts zu Basel von einer Krankheit überfallen. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die ihr im Hause ihrer Herrschaft zu Theil wurde, wünschte sie doch in ihre Heimath zurückgebracht zu werden, in der Hoffnug, daß sie bei ihren Verwandten daselbst leichter genesen werde. Ihrem dringenden Wunsche wurde nachgegeben, und ein Einwohner von Hausen holte sie am 16ten October desselben Jahres mit einem Fuhrwerke von Basel ab. Bei der kranken Mutter befand sich zugleich der

Sohn als Begleiter. Noch ahndete man, als sie Basel verließen, die Nähe des Todes nicht. Auf der Straße aber zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, ungefähr in der Mitte des Wegs von Basel nach Hausen, verschlimmerte sich der Zustand der Kranken so sehr, daß alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Ehe nur ein Arzt herbeigeholt werden konnte, lag sie in den letzten Zügen, und verschied unter dem lauten Schluchzen und Weinen ihres bei diesem herzzerreissenden Anblicke trostlosen Sohnes. Ihr Leichnam wurde hierauf nach Hausen gebracht, und auf dem Kirchhofe daselbst beerdigt.

Auf's innigste liebte Hebel seine Mutter, und sein ganzes Leben hindurch blieb ihm ihr Andenken heilig. Nur mit der tiefsten Rührung vermochte er an sie zu denken und von ihr zu sprechen. Auch in einer an eine Landesgemeinde gerichteten Antrittspredigt, die er im 60sten Jahre seines Lebens schrieb, aber nicht vollendete, erwähnt er derselben. Er habe, sagt er, im dreizehnten Jahre seine Mutter verloren. „Aber“ — fährt er fort — „der „Segen ihrer Frömmigkeit hat mich nie verlassen. Sie hat mich beten gelehrt, sie hat „mich gelehrt an Gott glauben, auf Gott vertrauen, an seine Allgegenwart denken. Die „Liebe vieler Menschen, die an ihrem Grabe „weinten, und in der Ferne sie ehrten, ist mein „bestes Erbtheil geworden, und ich bin wohl „dabei gefahren.“

2.

Als Hebels Mutter gestorben war, wurden ihr Haus und ihre Grundstücke verkauft, und das ganze Vermögen, welches dem Sohne zufiel, betrug zweitausend fünfhundert Reichsgulden. Schon mehr als ein halbes Jahr vor ihrem Tode hatte sie ihn seinem Lehrer Obermüller in die Kost und in die Wohnung gegeben, damit er desto ungestörter seine Zeit dem Unterrichte, den er bei demselben empfangen sollte, widmen könnte; und in diesem Verhältnisse blieb Hebel bis zur Confirmation. Außer dem Unterrichte, welchen er bei Obermüller im Lateinischen, im Griechischen und in andern Lehrgegenständen empfieng, wurde er auch von Johann Christian Zilly, welcher damals Präceptor zu Schopfheim war, in der Geometrie, im Rechnen und im Schreiben unterrichtet.

Die vorzüglichen Fähigkeiten, die er immer mehr an den Tag legte, und die immer größeren Fortschritte, die er in seinen Kenntnissen machte, bestärkten seine Freunde immer fester in der Hoffnung, daß etwas Ausgezeichnetes aus ihm hervorgehen werde. Er hatte frühe schon Neigung zum Studiren gefaßt, und seine Freunde ermunterten ihn zur Ausführung dieses Entschlusses. Besonders war es die Theologie, die sein Gemüth ansprach Er wünschte sich dem geistlichen Stande zu widmen; denn von früher Jugend an schien ihm der Beruf eines Predigers der

schönste zu seyn. Schon als kleiner Knabe hatte er manchmal auf einem Tische oder Stuhle gepredigt, und dadurch seine Neigung zu erkennen gegeben.

Im Mai 1774, bald nach seiner Confirmation, begab er sich in Begleitung seines Vormunders, Sebastian Wehrer, eines Bürgers von Hausen, nach Karlsruhe, um in der gelehrten Anstalt, die damals unter dem Namen „Gymnasium illustre" daselbst blühte, sich weiter auszubilden, und für die Universität vorzubereiten. Um diese Zeit war Joh. Christian Sachs, der bekannte Verfasser einer Geschichte Badens, Rector des Gymnasiums. Neben ihm lehrten Johann Leonhard Walz der Aeltere, welcher zugleich Oberhofprediger war, Christoph Mauritii, Gottlob August Tittel, Johann Lorenz Böckmann, Karl Joseph Bougine, und Wilhelm Friedrich Wucherer, von welchen Männern die meisten durch ihre Schriften bekannt sind.

Da Hebels Vermögen nicht bedeutend war, wurde er von einigen edlen Männern auf menschenfreundliche Weise unterstützt. Georg Friedrich Hummel, Geheimer Hofrath und Ephorus des Gymnasiums, machte ihm von Zeit zu Zeit Geschenke mit Geld. Christoph Mauritii, Kirchenrath und Professor, welcher bereits erwähnt wurde, gab ihm in jeder Woche an einem Tage unentgeldlich

die Kost. Besonders aber nahm sich desselben August Gottlieb Preuschen liebreich an, der ihn schon früher in Schopfheim kennen gelernt hatte, und seit dem Jahr 1769 als Hofdiakonus zu Karlsruhe angestellt war. Preuschen gab ihm nicht nur zwei Tage in jeder Woche freie Kost, sondern auch unentgeldlich ein Wohnzimmer in seinem Hause, und übernahm die Aufsicht über ihn, so lange sich Hebel als Schüler in Karlsruhe befand.

Vier Jahre brachte Hebel in dieser Stadt zu, und zeigte sich im erfreulichsten Lichte. Er war einer der ausgezeichnetsten Schüler des Gymnasiums, und machte vorzügliche Fortschritte. Im März 1778 wurde er mit einem ehrenvollen Zeugnisse zur Universität entlassen.

Unter den Universitäten wählte er Erlangen, wo damals besonders zwei berühmte Theologen lehrten. Der eine war Georg Friderich Seiler, unter dessen zahlreichen Schriften besonders sein biblisches Erbauungsbuch bekannt ist; der andere Johann Georg Rosenmüller, dessen Scholien zum neuen Testament noch immer als ein gutes Handbuch gebraucht werden. Letzterer war zugleich in dem Jahr, als Hebel nach Erlangen kam, Prorector der Universität, und unterzeichnete am 8ten Mai 1778 den Aufnahmsschein, vermöge dessen Hebel in die Reihe der akademischen Bürger eintrat.

Auf der Universität zeichnete sich Hebel nicht

durch angestrengten Fleiß aus. Ein anhaltendes Besuchen der Collegien und vieles Studiren sprach seinen freien und selbstthätigen Geist nicht sehr an. Aber auch mit geringerem Fleiße brachte er es durch seine ausgezeichneten Fähigkeiten dahin, daß er nach seiner Zurückkunft die ihm auferlegte Prüfung zu Karlsruhe im September 1780 wohl bestand, und unter die Candidaten der Theologie aufgenommen wurde.

3.

Nachdem Hebel seine Prüfung zu Karlsruhe bestanden hatte, so begab er sich in die geliebte Gegend zurück, in welcher er einst als Knabe gelebt hatte. In Hertingen, einem Dorfe, welches in einer schönen Gegend vier Stunden unterhalb Basel liegt, und ungefähr fünf von Schopfheim entfernt ist, wurde er von dem Pfarrer Philipp Jakob Schlotterbeck als Hauslehrer für seine Kinder angestellt. Zugleich unterrichtete er die Kinder eines andern Einwohners daselbst. Später unterstützte er den Pfarrer auch in kirchlichen Geschäften, nachdem er im August 1782 ordinirt worden war.

Der Aufenthalt in Hertingen war für Hebel sehr angenehm, und mit Vergnügen sprach er auch in späteren Jahren oft noch davon. Schon im März 1783 aber wurde er von da abberufen, und zum Hülfslehrer an dem Pädagogium zu Lörrach mit dem Titel: Präceptorats-Vicarius, ernannt.

Nicht leicht konnte ihm ein angenehmerer Aufenthaltsort zu Theil werden, als es durch diese Anstellung geschah. Lörrach, eine kleine aber freundliche Stadt, liegt am Ausgange des lieblichen Wiesenthals, ungefähr vierthalb Stunden von dem ebenfalls freundlichen Schopfheim entfernt, und anderthalb Stunden von Basel, welches sich südlich von Lörrach in einer prächtigen Lage dem Auge darstellt. Die nahen Anhöhen gewähren die herrlichste Aussicht, und auf einigen derselben, wie auf dem mit Reben besetzten Tällinger Berge, an dessen Ecke sich das Wiesenthal mit dem großen Rheinthale vereinigt, sieht man drei Länder vor sich: Teutschland, Frankreich und die Schweiz In dieser Stadt, in deren Umgebung die Natur so viel Großes und Herrliches darbietet, und die ihm wegen der Nähe seiner Heimath um so angenehmer war, brachte er nun acht und ein halbes Jahr zu, und die Tage, die er hier verlebte, waren die schönsten und heitersten seines Lebens.

Mit reichem Segen wirkte er in seinem Berufe, und fand bei den Eltern, deren Kinder er unterrichtete, dankbare Anerkennung. Bei den gründlichen Kenntnissen, die er in manchen Lehrfächern besaß, bei dem trefflichen Verstande, mit dem er sich schnell in jedes Fach, wenn es ihm unbekannt war, einarbeitete, welches namentlich bei der Naturgeschichte geschah, die er, um sie lehren zu können, selbst erst lernen mußte, und bei der sanften Gemüthsart und der heiteren Freundlichkeit, womit er die

Herzen der Schüler zu gewinnen wußte, eignete er sich ganz vorzüglich zum Lehrer. Bei allen seinen Schülern erwarb er sich Achtung, Liebe und Dank.

Außer dem Unterrichte, den er an dem Pädagogium ertheilte, besorgte er zuweilen auch kirchliche Geschäfte. Er predigte manchmal theils in der Stadt, theils in der umliegenden Gegend. Auch in dieser Hinsicht fand er vielen Beifall.

Besonders aber gewann er durch das Angenehme seines gesellschaftlichen Umgangs die Herzen derer, die ihm nahe waren. Er lebte unter einem, durch gesunden Verstand, gefühlvolles Gemüth, einfache Sitten und redliche, fromme Denkungsart sich auszeichnenden Volke, das den Umgang mit einem Manne, wie er war, nicht anders als sehr hoch schätzen konnte. Mit seinem geistreichen Wesen, seinem eigenthümlichen Scharfsinn und seinem unerschöpflichem Witz, so wie mit seiner freundlichen ungeheuchelten Gemüthlichkeit und Einfachheit der Sitten, und dabei mit seinem heiteren und frohen Sinne zog er die Menschen aus allen Ständen und vom verschiedensten Alter an sich. Bei ihm fand der Landmann wie der höhere Gewerbsmann, und der wissenschaftlich gebildete Staatsdiener angenehme Unterhaltung. Wie der Knabe und der Jüngling, so schloßen sich der Mann und der Greis im Umgange gern an ihn an. Wer in jener Gegend wohnte, und ihn kennen lernte, liebte und achtete ihn.

Besonders aber waren es drei Männer, die sich damals des Umgangs mit ihm vorzüglich zu erfreuen hatten, und stets mit ihm in der vertrautesten Freundschaft standen. Der eine war Wilhelm Engelhart Sonntag, damals Lehrer der lateinischen Schule in der drei Stunden von Lörrach entfernten Stadt Kandern, und später Pfarrer zu Bözingen, wo er im Jahr 1799 im sechsunddreißigsten Jahre seines Lebens starb. Schon auf dem Gymnasium zu Karlsruhe, wo sie miteinander studirten, schloßen sie ihren innigen Freundschaftsbund, dem sie bis in den Tod getreu blieben. Der andere war Tobias Güntert, damals Prorector des Pädagogiums zu Lörrach, und später Pfarrer zu Weil, wo er im Jahr 1821 starb. In Günterts Hause gieng Hebel zu Lörrach in die Kost, und genoß viele frohe Stunden, und viele ihm unvergeßliche Beweise der Freundschaft. Der dritte ist Wilhelm Friedrich Hitzig, der im Jahr 1787 als Pfarrvicarius nach Lörrach kam, später Prorector des Pädagogiums daselbst wurde, hierauf in Rötteln, in Schopfheim und in Auggen nacheinander angestellt war, und gegenwärtig wieder zu Lörrach als Pfarrer dieser Stadt und als Decan der Diözese mit dem Titel „Kirchenrath" sich befindet, in welchem zweifachen Berufe er mit reichem Segen und im Besitze allgemeiner hoher Achtung stets fortwirkt. Hebel liebte und schätzte ihn sehr, und stand bis an seinen Tod mit ihm in vertrautester Freundschaft.

4.

Lange war Hebel von der Oberkirchenbehörde nicht so erkannt und geachtet, wie er es verdiente. Daß er ein geistreicher junger Mann und sehr brauchbarer Lehrer war, entgieng ihr nicht, aber sie erkannte ihn lange Zeit nicht nach dem vorzüglichen Grade seiner Würdigkeit. Acht und ein halbes Jahr mußte er sich zu Lörrach als Präceptoratsvicarius mit einer jährlichen Besoldung von ungefähr 350 Gulden begnügen, wobei er von seinem eigenen Vermögen zusetzte; und eilf Jahre, vom Jahr seiner Aufnahme unter die Candidaten an gerechnet, wartete er auf Anstellung an einer Pfarrei oder an einem Diakonat. So lange er als Präceptoratsvicarius in Lörrach sich befand, gehörte er in die Reihe der Candidaten. „Eilf „Jahre", sagte er daher in seiner oben erwähnten Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, „bis in das „einunddreißigste meines Lebens wartete ich ver„geblich auf Amt und Versorgung. Alle meine „Jugendgenossen waren versorgt, nur ich nicht. „Ich stand noch da, wie der Prophet Jesaias „sagt, gleich einem Baume oben auf einem „Berge, und einem Panier oben auf einem Hügel."

Die Neigung seines Gemüths war hauptsächlich auf eine Anstellung an einer Landpfarrei gerichtet; aber die Vorsehung lenkte es anders. Es war nicht das stille, bescheidene Loos des Dorfpredigers, das ihn erwartete, sondern es war eine glänzendere Höhe, wohin er geführt werden sollte.

Allmählig immer mehr von der ausgezeichneten Fähigkeit überzeugt, die er als Schulmann bewies, beschloß die oberste Kirchen- und Schulbehörde ihn nach Karlsruhe an das Gymnasium zu berufen. Diese Anstalt enthielt damals zwei Abtheilungen. Die eine umfaßte die untern Schüler, welche sechs verschiedene Klassen nach dem Verhältniß ihrer Kenntnisse ausmachten; die andere die obern, welche den Namen „Exemten" führten, und in drei Ordnungen eingetheilt waren. Hebel wurde im Spätjahr 1791 als Lehrer bei der Abtheilung der untern Schüler, und zwar an der obersten und zweitobersten Klasse derselben mit dem Titel „Subdiakonus" angestellt. Er hatte in diesem Berufe theils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, theils in Realien, wie zum Beispiel in der Naturgeschichte, Unterricht zu ertheilen. Dabei war ihm auch zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geschäfte blieben ihm auch, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt wurde.

Wenig bekannt war er noch, als er in der Residenzstadt Karlsruhe ankam; aber bald leuchtete sein Name wie ein freundlicher Stern, der in der Nacht aus einer Wolke hervorbricht. Bald erlangte man allgemein die Ueberzeugung, daß ein vortrefflicher Lehrer für die Anstalt an ihm gewonnen sey. Nicht nur in denjenigen Lehrgegenständen, in welchen er

bereits gründliche Kenntnisse besaß, wie in der lateinischen und griechischen Sprache, sondern auch in solchen, in die er sich selbst erst einarbeiten mußte, welches jetzt namentlich bei der hebräischen Sprache geschah, lehrte er mit dem besten Erfolge; denn bei seinem ausgezeichneten Verstande und bei seiner trefflichen Lehrgabe, wie sie nur selten gefunden wird, war er jedem Unterrichte, den er zu geben hatte, gewachsen. Man bewunderte an ihm die Kunst, auf eine eben so leichte und angenehme Weise als mit reichem Segen zu unterrichten. Sein Blick war auch hier beim Unterrichte stets freundlich, seine Rede sanft und lieblich, sein Ernst, wenn er ihn zeigen mußte, würdig, sein Vortrag lichtvoll und deutlich. Wie ein Vater stand er unter seinen Schülern; alle Herzen, von Liebe und Achtung ergriffen, waren ihm zugethan.

Wie im Lehrzimmer, so gewann er auch auf der Kanzel großen Beifall. Wenn er vor Landgemeinden predigte, war seine Rede sehr einfach, und leicht zu verstehen. In der Hofkirche zu Karlsruhe aber waren seine Predigten hauptsächlich an Zuhörer aus höheren Ständen gerichtet. Daher wendete er bei diesen Predigten nicht immer die gleiche Sorgfalt auf die Einfachheit und Klarheit der Darstellung, wie sonst bei andern Arbeiten. Was aber seinen Predigten bei seinen Zuhörern einen hohen Werth verlieh, war der Reichthum und die Tiefe der Gedanken, und der ächt christliche Geist,

der darin athmet, so wie die Wärme des Herzens, die sich in ihnen kund thut. Auch die Art seines Vortrags war angenehm. Er sprach mit Ruhe und mit tiefem Gefühle. Er verschmähte alle künstliche Declamation, aber der Ton war der treue Ausdruck seines fühlenden Herzens. Er bewegte nur selten seine Hände, aber um so bedeutungsvoller war der Ausdruck seiner Augen und seiner Gesichtszüge. Unter die große Zahl derjenigen, bei welchen Hebel als Prediger ausgezeichneten Beifall erlangte, gehörte auch Badens großer Regent, Karl Friederich, der gewöhnlich sein Zuhörer war. Von diesen Predigten wurden während der Lebenszeit Hebels nur zwei dem Drucke übergeben, und beide auf besonderes Verlangen seiner Freunde. Die eine, welche am vierten Sonntag nach Trinitatis 1794 über Apostelgeschichte Kap. 5. Vers 30 und 31 gehalten wurde, und vom glücklichen Loose des christlichen Menschenfreundes handelt, kam im Jahr 1795 heraus mit dem Titel: „Etwas zur Befestigung „des Glaubens an die göttliche Weisheit und „Güte bei den Schicksalen unglücklicher Gottes„verehrer und Menschenfreunde.“ Die andere, die er am zweiten Christtage 1796 über den Text Luk. 2. Vers 15 bis 20 vortrug, und in welcher er darüber sprach, wie Jesus mehr als einmal unerwartet unter den Menschen erschien, wurde im Anfang des Jahres 1797 herausgegeben. Vielleicht würde er selbst noch mehrere öffentlich mitgetheilt haben, wenn er länger gelebt hätte.

Auch der gesellschaftliche Umgang trug, wie einst in Lörrach, so auch in Karlsruhe viel zu der hohen Achtung und Liebe bei, die er sich erwarb. Alle die herrlichen Eigenschaften seines Geistes und Gemüthes, die er dort gezeigt hatte, erkannte und bewunderte man auch hier. Junge und Alte, Vornehme und Geringe fühlten sich auch hier in seiner Gesellschaft, durch seine ausgezeichnete Gabe zu unterhalten und zu erheitern, auf's innigste ergriffen, und an ihn gezogen; und wohl kann man sagen, daß er der unterhaltendste und beliebteste Gesellschafter in der ganzen Residenzstadt war.

Unter die Freunde und Verehrer Hebels gehörte besonders auch der damalige Geheimerath Friederich Brauer, der seit 1793 als Präsident an der Spitze des Consistoriums stand, ein Mann, der als Staatsmann und Gelehrter, so wie auch als Mensch und als Christ groß war, und sich durch seine Verdienste um Staat und Kirche ein Andenken erwarb, das noch lange im Segen bleiben wird. Brauer liebte und schätzte seinen Freund Hebel sehr, und ergriff, so wie auch das Collegium, dem er vorstand, gern die Gelegenheit, die sich im Jahr 1798 darbot, denselben zu befördern. Am 21ten März dieses Jahres wurde Hebel zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache für die Abtheilung der Exemten des Gymnasiums mit bedeutender Erhöhung seiner Besoldung ernannt. In diesen Lehrfächern sollte er diejenigen Exemten,

welche Theologie studiren wollten, fortan unterrichten. Dabei hatte er aber auch jetzt noch mehrere Lehrstunden in alten Sprachen und in der Naturgeschichte den Klassenschülern, die er bisher unterrichtet hatte, zu ertheilen. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Selten nur trat er noch in diesem und einigen folgenden Jahren als Prediger auf. Die wenigen Festpredigten aber, die er seitdem hielt, wurden wegen ihrer Vortrefflichkeit mit vorzüglichem Beifall aufgenommen, und sind, wie die Ausgabe seiner Werke beweist, noch vorhanden.

Der hebräische Unterricht bei den Exemten kam dadurch, daß er ihm übertragen wurde, in sehr gute Hände. Zwar hatte er nur geringe Kenntnisse der hebräischen Sprache nach Karlsruhe mitgebracht, aber bald, nachdem er an das Gymnasium berufen worden war, sich eine vorzügliche Tüchtigkeit zu diesem Lehrfache erworben. Auch mit der chaldäischen Sprache, so wie mit den Anfangsgründen der syrischen und arabischen hatte er sich bekannt gemacht. Sein Unterricht im Hebräischen war, wiewohl er hinsichtlich der Grammatik Manches, das ihm kleinlich schien, nicht so genau nahm, als es Andere genommen haben würden, dennoch gründlich, und, besonders wenn er die herrlichen Gesänge von David, Assaph, Jesaias, Joel und Nahum, vor sich hatte, sehr anziehend und geistreich. In vorzüglichem Grade besaß er die Fähigkeit, in den

Herzen seiner Zuhörer ein lebendiges Gefühl des schönen und erhabenen Geistes der hebräischen Dichtkunst zu erwecken. Noch erinnern sich seine Schüler mit dem innigsten Vergnügen an die lehrreichen Stunden, die sie in diesem Unterrichte zubrachten.

Auch sein Unterricht in der Dogmatik, den er der obersten Ordnung der Exemten ertheilte, verdient mit Lob erwähnt zu werden. Mit Recht betrachtete er diesen nur als eine Vorbereitung für das dogmatische Studium auf der Universität, und beschränkte sich darauf, seinen Zuhörern einen kurzen Abriß der christlichen Glaubenslehre zu geben, und das Wichtigste aus der Dogmengeschichte beizufügen. Der Geist, in welchem er lehrte, war der rein biblische, ausgehend von dem Glauben an eine unmittelbare Offenbarung, und von der Anerkennung der göttlichen Würde des Stifters der christlichen Religion. Mit weiser Besonnenheit und zarter Gewissenhaftigkeit hütete er sich, in die Gemüther der Jünglinge den Keim der Zweifelsucht oder des Unglaubens zu pflanzen. Auf diese Weise wußte er den Unterricht einer Wissenschaft, die sonst ganz der Universität überlassen wird, auf dem Gymnasium für die angehenden Theologen nützlich zu machen.

Brauer, von Hebels guten theologischen Kenntnissen und seiner trefflichen Lehrart immer mehr überzeugt, ermunterte ihn, für die badischen Schulen einen Katechismus zu verfassen. Hebel

hielt damals für das Beste, Luthers Katechismus neu zu bearbeiten, und dabei die Arbeit von Herder zu Grunde zu legen. Ums Jahr 1801 unterzog er sich wirklich diesem Geschäfte, und legte sodann den neu bearbeiteten Katechismus der Oberkirchen-Behörde vor, die diesen mit Beifall aufnahm, und in Abschriften zur Beurtheilung an die Diözesen sandte. Da aber das neue Lehrbuch den Wünschen eines großen Theils der Geistlichen nicht entsprach, so konnte es nicht eingeführt werden, und es wurde weder zu Hebels Lebzeiten, noch nach seinem Tode dem Druck übergeben.

Neben diesen Geschäften befaßte sich Hebel seit seiner Anstellung zu Karlsruhe besonders mit dem Studium der Naturgeschichte, und brachte es in diesem Fache bis zu einem vorzüglichen Grade der Gelehrsamkeit. Der Ruf von seinen trefflichen Kenntnissen in der Naturgeschichte verbreite sich durch seine Freunde und Verehrer selbst im Auslande. Den 1ten März 1799 wurde er daher von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede, und den 9ten Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum correspondirenden Mitgliede ernannt.

5.

Höher aber fieng um diese Zeit sein Ruhm an, von einer andern Seite zu leuchten, gleich einer lieb-

lichen Morgensonne, die in stiller Herrlichkeit aufgeht, und mit ihrem freundlichen Glanze alle Herzen entzückt.

Obgleich nämlich Hebel zu Karlsruhe in sehr angenehmen Verhältnissen lebte, so vermißte er doch die Heimath, in der er als Knabe und Jüngling gelebt hatte, jene herrliche Gegend, die oben von den freundlichen und fruchtbaren Fluren bei Basel zwischen dem Rheine und Schwarzwalde hinab bis zu den lieblichen und segensreichen Gefilden bei Müllheim und Badenweiler sich erstreckt. Er vermißte zugleich das daselbst zurückgelassene Völklein, unter dem er geboren war. Die Menschen dieser Gegend, ausgezeichnet durch einen aufgeweckten Geist, durch ein tief fühlendes und frommes Gemüth, durch Fleiß in ihrem Berufe, durch Einfachheit in ihren Sitten, und durch einen freundlich heiteren Sinn, waren und blieben seinem Herzen sehr werth. Ein heimwehähnliches Sehnen erwachte bei der Rückerinnerung in seiner Brust, und niemals vermochte er es ganz zu unterdrücken. Zwar machte er fast jedes Jahr in der Ferienzeit zu Ostern oder im Herbste eine Reise in die geliebte obere Gegend, um seine Freunde zu besuchen; aber dieses diente nur dazu, die alten Gefühle in ihm neu zu beleben. In den Stunden der Einsamkeit kehrten stets wieder die Bilder der vergangenen Zeit vor seine Seele zurück. Mit stiller Wehmuth erinnerte er sich der freundlichen Städte und Dörfer, in denen er einst

lebte, und der lieblichen Fluren, wo er einst so oft weilte, besonders der Gefilde, durch welche die Wiese strömt, und der blumenreichen Hügel, auf deren einem das Bergschloß Rötteln mit seinen ehrwürdigen Trümmern als mächtiger Zeuge der Vergänglichkeit steht; und mit tiefer Sehnsucht dachte er an die lieben Seelen, denen sein Herz auch in der Ferne nahe war. Alle diese Rückerinnerungen erweckten in seinem Gemüthe den mächtigen Drang, die Gemüthsart und Lebensweise jenes Volkes, unter welchem er einst lebte, in der eigenen Mundart des Volkes dichterisch darzustellen, und dessen Bild, hervorgerufen aus der Tiefe des innigst bewegten liebevollen Gemüthes, und verklärt im Spiegel der dichterischen Phantasie, idealisch der Welt zu geben. So entstanden die allemannischen Gedichte, die er meist in den Jahren 1801 und 1802 verfaßte. Hebel selbst äußerte daher, daß das Heimweh sie erzeugt habe.

Schüchtern von Natur konnte er nicht ohne fremden Zuspruch sich entschließen, sie öffentlich im Drucke herauszugeben; aber aufgemuntert durch das Urtheil sachkundiger Freunde, und durch den großen Beifall, welchen einige in Abschriften verbreitete Gedichte allenthalben gefunden hatten, faßte er den Entschluß. Noch hatte er keinen schriftstellerischen Ruhm, und sah sich daher genöthigt, den Weg der Subscription einzuschlagen.

Im Anfang des Jahrs 1803 erschien die erste

Ausgabe der allemannischen Gedichte zu Karlsruhe in der Macklottischen Hofbuchhandlung. Es waren zweiunddreißig Gedichte, die an das öffentliche Licht traten. Dabei befanden sich zugleich vier treffliche Melodieen. Drei davon zu den Liedern: Freude in Ehren, Hans und Verene, und: Wächterruf, hatte Karl Ludwig Müller, Pfarrer in Friesenheim, verfaßt. Die vierte zum Morgenstern hatte Hebel von einem unbekannten Verfasser aus Colmar im Elsaß erhalten.

Der Eindruck, den die allemannischen Gedichte bei ihrem Erscheinen überall machten, war außerordentlich. Wer sie las, fühlte sich hoch erfreut. Gebildete und ungebildete Leser, Leute von den niedrigsten Volksklassen und von den vornehmsten Ständen betrachteten sie mit dem innigsten Vergnügen. Der Greis las sie mit der tiefsten Rührung; das Kind hörte sie mit Entzücken an. Und was der wahre Beweis des natürlich und ewig Schönen ist: wer sie las oder anhörte, konnte sie immer wieder von neuem lesen oder anhören; ihr Reiz veralterte nicht, und verlor sich nicht. Mit der höchsten Bewunderung erkannte und fühlte man die herrlichen Eigenschaften, die sich in diesen Gedichten zeigen, die natürliche Einfachheit und Schönheit, die Eigenthümlichkeit sowohl des Stoffes, als auch der Art, wie dieser Stoff bearbeitet worden war, den kindlichen Sinn, mit dem der Dichter Alles in der Natur zu beleben und zu beseelen wußte, die lieb-

liche Naivität, mit der er die Herzen so wohlthätig anspricht, den trefflichen Witz, den heiteren Frohsinn, und den unschuldigen Scherz, und besonders auch das tiefe Gefühl der Sittlichkeit und der Religion, so wie die ausgezeichnete Kraft und die aufs tiefste ergreifende Erhabenheit der Gedanken und Schilderungen, ohne irgend einen künstlich gesuchten Schmuck des Ausdrucks. Kein Gedicht erschien in der ganzen Sammlung, dem nicht der Ruhm eines vorzüglichen Werthes zu Theil wurde. Welches aber unter diesen schönen Gedichten das schönste sey, ob die Wiese, oder der Morgenstern, oder der Karfunkel, oder der Sommerabend, oder die Mutter am Christabend, oder das Gespenst an der Kanderer Straße, oder das Habermuß, oder Sonntagsfrühe, oder der Wächter in der Mitternacht, oder die Vergänglichkeit, oder die Spinne, oder irgend ein anderes, darüber konnten die Leser kaum mit sich selbst, geschweige denn mit anderen einig werden. Bei dem Gedichte übrigens, worin er die Vergänglichkeit so rührend besang, folgte er besonders der kindlichen Stimme seines Gemüths, indem er das Gespräch auf die Straße zwischen Brombach und Steinen versetzte. Hier war einst seine Mutter gestorben, und von hier aus mußten die Trümmer des Röttler Schlosses, die dem Auge des Wanderers im Wiesenthale sich darstellen, als mächtige Zeugen der Vergänglichkeit einen besonderen Eindruck auf sein Herz machen.

Bald erschienen auch in öffentlichen Blättern die Urtheile ausgezeichneter Männer und Kunstrichter über Hebels Gedichte. Die Stimme des Volkes wurde dadurch bestätigt.

Zuerst als öffentlicher Beurtheiler trat Johann Georg Jacobi auf, der liebliche Dichter, der im ganzen teutschen Vaterlande mit Achtung genannt wird. Im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatt vom 23ten Februar 1803 sprach er das freudige Gefühl aus, das ihn beim Lesen dieser Gedichte ergriffen hatte. Jedes dieser Gedichte, sagte er, habe etwas Eigenthümliches, in jedem wehe der wohlthätige Geist seines Verfassers. Er bekannte, daß er kaum den Eindruck wiederzugeben vermöge, den sie auf ihn gemacht hätten, und pries sie als eine ausgezeichnete Erscheinung, besonders in einer Zeit, in der sonst so viel Alltägliches und Erkünsteltes zum Vorschein komme. Auch machte er darauf aufmerksam, wie Hebel mit eigenen Augen sah, mit eigenem Herzen empfand, und das Gesehene und Empfundene treu darstellte, und wie er sich in den gemeinen Bürger und Landmann ganz hineindachte, in den ländlichen Bildern seine süßesten Erinnerungen aus den Jugendjahren aussprach, keine geschaffenen, sondern ungerufen gekommene Bilder gab, und glücklich mit seiner Phantasie jeden Baum und Felsen belebte, den Zeiten, Gestalt und Rede verlieh, und am Himmel und auf Erden überall seines Gleichen fand. Nicht genug, setzte er hinzu, könne er

die Kunst bewundern, mit welcher Hebel die wichtigsten Wahrheiten, die so weit über dem Gesichtskreise des Feldbewohners liegen, versinnlicht zu diesem herabbringe, und nicht genug dem Dichter danken für die Liebe zum Guten und Schönen, die jeden Scherz heilige, und jeder Volkssage eine bedeutende Warnung oder einen Trost unterlege. Hebels Gedichte seyen von solcher Art, daß sie in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken müßten, dessen Geschmack unverdorben und dessen Herz der Stimme der Natur noch offen sey. Auf ähnliche Weise sprach auch später noch Jacobi in der Iris sein Lob über Hebels Gedichte aus.

Im nämlichen Jahre aber, in welchem die allemannischen Gedichte erschienen, erhob sich auch noch eine andere, und noch mächtigere Stimme für dieselben. Jean Paul, einer der größten Geister, die je unter dem teutschen Volke lebten, sprach im November 1803 in der Zeitung für die elegante Welt, in einem Schreiben an den Herausgeber dieser Zeitschrift, seinen Beifall und seine Freude aus. „Unser allemannischer Dichter, sagt er, „hat für alles Leben und alles Seyn das „offene Herz, die offenen Arme der Liebe, und „jeder Stern und jede Blume wird ihm ein „Mensch. Durch alle seine Gedichte greift die„ses schöne Zueignen der Natur, deren allego„risirende Personification er oft bis zur Kühn„heit der Laune steigert, z. B. im ganzen ersten

„Gedicht: die Wiese.“ — „Er ist“, fährt er fort, „naiv, er ist von alter Kunst und neuer „Zeit gebildet, er ist meistens christlich-elegisch, „zuweilen romantisch-schauerlich, z. B. in der „hohen Erzählung: der Karfunkel; er ist ohne „Phrasen-Triller, er ist zu lesen, wenn nicht „einmal, doch zehnmal, wie alles Einfache. „Mit andern bessern Worten: das Abendroth einer „schönen friedlichen Seele liegt auf allen Höhen, „die er aufsteigen läßt; poetische Blumen ersetzt „er durch die Blumengöttin selber, durch die „Poesie. Das Schweizer Alphorn der jugendlichen „Sehnsucht und Freude hat er am Munde, in- „deß er mit der andern Hand auf das Abend- „blühen der hohen Gletscher zeigt, und zu beten „anfängt, wenn auf den Bergen die Betglocken „schön herabrufen.“

Eine geraume Zeit nachher machte ein anderer der berühmtesten Männer Teutschlands seine Ansicht über die allemannischen Gedichte bekannt. Göthe nämlich beurtheilte sie im Februar 1805 in der Jenaischen Literaturzeitung, nachdem im Jahr 1804 die zweite unveränderte Ausgabe erschienen war. Er lobte Hebels dichterisches Talent sehr, besonders seinen frischen frohen Blick, mit dem er die Gegenstände der Natur beobachte, seine Fähigkeit, durch glückliche Personificationen seine Darstellungen auf eine höhere Stufe der Kunst hinaufzuheben, und auf die naivste und anmuthigste Weise die Natur-

gegenstände zu Landleuten zu verwandeln, seine vorzügliche Anlage, die Eigenthümlichkeiten der Zustände zu fassen und zu schildern, seine heitere Laune und seine Geschicklichkeit, die Hauptmotive der Volksgesinnung und Volkssagen wohl aufzufassen. Er spricht mit großem Lob von der Wiese; das Detail dieser Wanderung sey außerordentlich artig, geistreich und mannigfaltig, und mit vollkommener, sich selbst immer erhöhender Stetigkeit ausgeführt. Er deutet sodann auf die Schönheiten hin, die uns im Morgenstern und im Sommerabend ansprechen. Er erwähnt hierauf mit Beifall das Herlein, den Bettler, Hans und Verene, den zufriedenen Landmann, den Schmelzofen und den Schreinergesell. Er bemerkt, wie dem allemannischen Dichter besonders die Schilderungen der Jahres- und Tagszeiten gelungen seyen, und führt als Beispiel, außer dem Winter, dem Jenner und dem Sommerabend, vorzüglich das Gedicht: Sonntagsfrühe, an, welches zu den besten gehöre, die jemals in dieser Art verfaßt worden seyen. Besonders rühmt er auch das Habermuß, welches Gedicht vortrefflich idyllisch ausgeführt sey, und die Spinne und den Käfer, bei welchen man die schöne Anlage und Ausführung bewundern müsse. Außerdem lobt er die große Anmuth der Erfindung und Ausführung des Wegweisers, des Mannes im Mond, der Irrlichter, und des Gespenstes an der Kanderer Straße, von welchem Gedichte man eben-

falls sagen könne, daß in seiner Art nichts Besseres gedacht, noch gemacht worden sey. Sodann erwähnt er auch die Geschicklichkeit, mit der das Verhältniß von Eltern zu Kindern benutzt werde, um zum Guten und Rechten zärtlicher und dringender hinzuleiten, wie es in den Gedichten: die Mutter am Christabend, Eine Frage, und: Noch eine Frage, geschehe. Endlich redet er von der glücklichen Darstellung des dämmernden dunkeln Zustandes, der in dem Gedichte: Auf einem Grabe, so wie im Wächterruf, im Wächter um Mitternacht, und in der Vergänglichkeit dargestellt sey, und bemerkt die vortreffliche Auffassung und idyllenartige Behandlung der Volkssagen, die im Karfunkel und im Statthalter von Schopfheim mitgetheilt werden. Nur mit zwei Gedichten war Göthe nicht zufrieden, nämlich mit dem Storch und den Marktweibern in der Stadt. Bei dem ersten meinte er, daß nur die friedlichen Motive hätten darin aufgenommen werden sollen; bei dem andern, daß die Weiber beim Ausgebote ihrer ländlichen Waare den Städtern zu ernstlich den Text lesen. Auch gab er den Wunsch zu erkennen, daß Hebel bei seinen Gedichten, wenn sie in einer neuen Ausgabe wieder erscheinen würden, hie und da noch dem Metrischen einige Aufmerksamkeit schenken möchte.

Mit großem Beifall wurden Hebels Gedichte noch außerdem in anderen Zeitschriften gepriesen,

und namentlich verdient unter diesen die Hallische Literaturzeitung erwähnt zu werden, in welcher im nämlichen Jahre, als Göthe in der Jenaischen sein Urtheil aussprach, ein Unbekannter die allemannischen Meisterwerke auf eine für Hebel eben so ehrenvolle als an sich treffliche Weise beurtheilte. Bald verbreitete sich Hebels Ruhm nicht nur in ganz Teutschland, sondern auch außerhalb des teutschen Vaterlandes, so weit die teutsche Sprache gesprochen wird.

Im Jahr 1806 erschien bereits die dritte Ausgabe der allemannischen Gedichte, bei welcher sich einige unbedeutende Kupferstiche befanden, und im Jahr 1808 mußte schon die vierte gedruckt werden. In keiner dieser beiden Ausgaben vermehrte Hebel die Zahl der Gedichte, aber in der dritten änderte er mehrere Ausdrücke und Stellen, und behielt diese Aenderungen auch in der vierten bei. Er vertauschte einige Worte und Redensarten, die ihm zu gemein schienen, mit anderen, milderte manche metrische Härten, ließ verschiedene Stellen, die allzu örtliche Beziehungen hatten, aus Rücksicht gegen die entfernteren Leser weg, und arbeitete andere um, in welchen einige Leute, und selbst solche, die er nicht persönlich kannte, Anspielungen auf sie, ihre Schicksale oder persönlichen Eigenheiten finden wollten. Nicht Jedermann war mit allen diesen Aenderungen zufrieden. Mehrere seiner Freunde äußerten ihm den Wunsch, daß er wieder zu dem alten Texte

zurückkehren möchte; aber er ließ sich nicht bewegen, diesem Wunsche zu entsprechen.

Bei dieser Hochschätzung der allemannischen Gedichte wurden bald auch Versuche gemacht, sie in das Hochteutsche zu übersetzen. Zwar bemerkte Jean Paul in der oben erwähnten Zeitschrift, daß, wenn man diesem zarten spielenden Musenkinde seine Mundart entzöge, ihm seine halbe Kindlichkeit und Anmuth genommen würde. Auch glaubte Hebel selbst, daß die allemannischen Gedichte nur allemannisch gelesen werden sollten. Sie in das Hochdeutsche übertragen zu wollen, äußerte er einem Freunde, komme ihm vor, wie wenn man ein hübsches naives Bauernmädchen in ländlicher Tracht in städtischen Putz kleiden, und so in höhere Gesellschaften einführen wollte. Dagegen meinte Jacobi, wie er schon im Freiburger Intelligenz- und Wochenblatte sich ausdrückte, daß diese Gedichte, wenn auch gleich manche Schönheit in jeder Uebersetzung, selbst in der besten verloren gienge, doch immer den Stempel des Dichtergenius an sich tragen, und in jedem Lande durch ihre Einfachheit und Erhabenheit denjenigen entzücken würden, dessen Geschmack unverdorben, und dessen Herz der Stimme der Natur offen geblieben sey. Diese Ansicht sprach er auch in der Iris aus, und fügte den Wunsch bei, daß ein Mann, mit dem seltenen Talente begabt, womit Herder jede unter einem entfernten Himmel sprossende Blume zu verpflanzen wisse, die allemannischen Gedichte mit eini-

gen unumgänglich nöthigen Auslassungen und Veränderungen übersetzen möchte. Jacobi selbst gab einige Proben, indem er zuerst im genannten Intelligenz- und Wochenblatte das Gedicht: Freude in Ehren, und sodann in der Iris noch Einiges von Hebel in die hochteutsche Sprache übertrug. Im Jahr 1808 aber wurde zu Bremen und Aurich in der Müllerischen Buchhandlung von einem Ungenannten eine hochteutsche Uebersetzung sämmtlicher allemannischer Gedichte nach der dritten Auflage herausgegeben. Zwar gestand der Uebersetzer selbst in der Vorrede, daß die herrlichen Dichtungen wohl Vieles von ihrer bezaubernden Anmuth verloren hätten, aber er glaubte, daß seine Uebersetzung im nördlichen Teutschland willkommen seyn werde, um Lesern das Original verständlicher zu machen.

Wie Jacobi den Wunsch äußerte, daß die allemannischen Gedichte in die hochteutsche Sprache übersetzt würden, so wünschte Göthe umgekehrt, daß man auch hochteutsche Gedichte in die allemannische Mundart übertragen möchte. Wie es für ein ganzes Volk ein Hauptschritt zur Kultur sey, fremde Werke in seine Sprache zu übersetzen, so sey es ebenso ein Schritt zur Cultur einzelner Provinzen, wenn man ihnen die Werke derselben Nation in ihrem eigenen Dialekt zu lesen gebe. Dabei berief er sich auf das Beispiel der Italiener, die ihren Tasso in mehrere Mundarten übersetzt hätten, und forderte den Verfasser der allemannischen

Gedichte selbst auf, solche Versuche zu machen. Uebrigens bedachte Göthe nicht, daß in jener ganzen Gegend, wo die allemannische Mundart herrscht, solche nur im gemeinen Leben gebraucht wird, und die hochteutsche Sprache durch den Gebrauch in den Schulen, Kirchen- und Amtsstuben dem Volke so bekannt ist, daß es keiner Uebersetzung hochteutscher Gedichte bedarf.

Auch mit Göthe's Ansicht war Hebel so wenig, als mit Jacobi's Meinung einverstanden. Er glaubte, daß die allemannische Sprache durchaus nichts vertrage, was nicht in ihr selbst erzeugt und geboren sey, weil es sonst aussehe wie eine fremde Seele in einem fremden Körper, oder wie wenn ein bekannter Mann von feinem Geschmacke und feinen Sitten auf einmal im Zwilchrocke erscheinen würde. Höchstens könne das Hochteutsche in die allemannische Mundart hinübergedichtet, aber nicht bloß hinübergesetzt werden.

Solche Anerkennung in der Nähe und Ferne fanden die allemannischen Gedichte. Von allen Seiten strebte man, dem großen Sänger hohe Achtung zu erkennen zu geben. Besonders aber stiftete ihm sein Freund, der noch lebende Geheimerath Karl Christian Gmelin, der berühmte Verfasser der Flora Badensis, im Jahre 1806 ein ehrenvolles Denkmal, welches er ebenso Hebels naturgeschichtlicher Gelehrsamkeit als seiner Dichtergröße setzen

wollte. Als Gmelin die beiden Pflanzenarten, welche bei Linné unter dem Namen: Anthericum calyculatum vorkommen, wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Befruchtungstheile, in ein besonderes Geschlecht absonderte, und dieses Geschlecht in zwei Arten theilte, so gab er dem neuen Geschlechte den Namen Hebelia, und der einen der beiden Arten den Beinamen: Allemannica. Wenn einst den lieblichen Sänger das Grab deckte, dann sollte die Natur, deren Freund und Dichter er war, noch von ihm zeugen, und mit der Wiederkehr jedes Frühlings seines Namens Denkmal wieder hervorbringen.

6.

Während auf solche Weise Hebels Dichterruhm sich weit verbreitete, wirkte er selbst als Lehrer mit seiner bisherigen Berufstreue und mit segensreichem Erfolge fort. Um ihm einen öffentlichen Beweis der Anerkennung seiner Verdienste zu geben, ertheilte ihm Karl Friederich durch einen Beschluß vom 12ten December 1805 den Titel: Kirchenrath, ohne daß übrigens dadurch etwas in seinen bisherigen Berufsgeschäften geändert wurde.

Gegen Ende des Jahrs 1806 aber war er nahe daran, daß er seinem bisherigen Beruf entsagte, und Karlsruhe verließ. Da die Stadt Freiburg nach dem Preßburger Frieden an Baden gefallen war, so beschloß die Regierung, daselbst eine evangelische Pfarrei zu errichten. Hebel war geneigt, diese Stelle

anzunehmen, die wegen der Freundlichkeit der Stadt und Gegend, und wegen vieler Freunde und Verehrer, die ihn dort erwarteten, besonders aber wegen der Nähe seiner alten Heimath, viel Anziehendes für ihn hatte. Im December 1806 machte er daher eine Reise dahin, um die Verhältnisse der Pfarrei noch genauer zu betrachten. Der freudige Empfang, der ihm in Freiburg zu Theil wurde, der allgemeine Wetteifer der Einwohner, ihm ihre Liebe und Achtung zu beweisen, und die herzlichen Zusprüche seiner Freunde, die Stelle anzunehmen, machten einen so tiefen Eindruck auf ihn, daß er Anfangs den Vorsatz faßte, Pfarrer zu Freiburg zu werden. Aber als er kaum die Rückreise angetreten hatte, wurde er in seinem Entschlusse wieder wankend; denn er hatte auch in Karlsruhe viel Angenehmes, das er nun verlassen sollte, und ohnedies war es mehr das Bild des Landgeistlichen, als des Stadtpfarrers, was ihm von Jugend auf in reizender Gestalt vorschwebte. Schon in Emmendingen, der ersten Poststation unterhalb Freiburg, war sein Gemüth, als er daselbst übernachtete, von der Ungewißheit hinsichtlich dessen, wozu er sich entschließen sollte, so ergriffen, daß er mehrere Stunden nicht ruhig schlafen konnte. Da geschah es Morgens um zwei Uhr, daß er bei seinem unruhigen Schlafe plötzlich die Stimme des Nachtwächters hörte. Die Worte, die der Nachtwächter sang, waren Hebels eigene Worte aus dem Wächterruf: „Und wem scho wieder, ebs no „tagt, die schweri Sorg am Herze nagt, du

„arme Tropf, di Schlof isch hi! Gott sorgt, es „wär nit nöthig gsi.“ Durch diese Worte kehrte die verlorne Ruhe wieder in seine Seele, denn er betrachtete dieselben als eine höhere Mahnung, die ihn in diesem Augenblicke aufforderte, den Ausgang der Sache ruhig abzuwarten. Als er nach Karlsruhe zurückgekommen war, so eröffnete ihm Karl Friederich, daß er ihn in seiner Residenz zu behalten wünsche, und ihm eine Besoldungszulage verwilligen werde. So wurde Hebels Gedanke, Pfarrer zu werden, bald wieder vereitelt. Doch sagte er später scherzweise, daß er drei Tage Pfarrer zu Freiburg gewesen sey.

Mit gewissenhafter Treue fuhr er nun wieder wie bisher in seinem Berufe als Lehrer fort. Durch einen Beschluß aber, den die Regierung am 1ten Februar 1808 faßte, wurde er zum Director des Lyceums ernannt. Diesen Namen hatte die Anstalt einige Zeit vorher wegen ihrer veränderten Einrichtung erhalten. Das Fach, in welchem er als Director lehrte, war, wie früher, hauptsächlich das der alten Sprachen, nur mit dem Unterschiede, daß er fast alle seine Unterrichtsstunden jetzt der obersten Abtheilung der Lyceisten ertheilte, und sie in höheren Autoren unterrichtete. Außerdem besorgte er noch den Unterricht der Rhetorik, verbunden mit Aufsätzen, zu deren Verfertigung er seine Schüler anleitete. Auch behielt er den Unterricht der Naturgeschichte in der zweitobersten Abtheilung der Schüler

wie bisher bei. Die Dogmatik wurde seit Ostern 1806 nicht mehr von ihm vorgetragen, und überhaupt seitdem an dieser Anstalt nicht mehr gelehrt. Im Jahr 1809 aber wurden seine Geschäfte dadurch vermehrt, daß er zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungscommission ernannt, und hiermit derjenigen Behörde beigegeben wurde, welche unter der Oberaufsicht der Ministerial-Kirchensection die Beschlüsse über die Kirchen- und Schulvisitationen erläßt, und die Prüfung der Candidaten der Theologie und Philologie besorgt.

Bei allen diesen Berufsgeschäften aber verließ ihn sein Dichtergeist nicht. Zwar erweckte in ihm der außerordentliche Beifall, den seine allemannischen Gedichte gefunden hatten, keine große Lust, noch mehrere zu dichten, sondern der eingeerntete hohe Ruhm machte ihn vielmehr vorsichtig und ängstlich. Eingeschüchtert durch das Beispiel anderer Dichter, welche ihre dichterische Laufbahn nicht zur rechten Zeit zu beschließen wußten, besorgte er, daß er den erworbenen Beifall durch neue Gesänge wieder wegsingen möchte. Jedoch erschienen noch seit 1803 einzelne allemannische Gedichte von ihm in verschiedenen Jahren, theils in der Iris, theils in andern Zeitschriften. Er nannte diese späteren Erzeugnisse den Nachtrieb; aber auch in ihnen zeigte sich der hohe Dichtergeist, der ihn früher beseelte. Mit allgemeinem Beifall wurden solche Gedichte, wie: die Ueberraschung im Garten, das Gewitter, des

neuen Jahrs Morgengruß, Agatha an der Bahre des Pathen, der Schwarzwälder im Breisgau, die Feldhüter, und andere, aufgenommen. Noch Einiges, was er seit der ersten Ausgabe verfaßte, aber bloß seinen Freunden handschriftlich mittheilte, würde vielleicht von ihm auch noch öffentlich herausgegeben worden seyn, wenn sein Freund Jacobi, der Herausgeber der Iris, länger gelebt hätte.

Auch in hochteutscher Sprache verfaßte Hebel um diese Zeit verschiedene Gedichte. Den Abendstern, eine freie Uebersetzung des allemannischen Gedichtes gleichen Namens, verfaßte er 1804, im nämlichen Jahre, als das allemannische Gedicht erschien. Das Sommerlied, und das Abendlied wenn man aus dem Wirthshaus heimgeht, dichtete er im Jahr 1806, und ließ beide im Badischen Kalender 1807 erscheinen. Die beiden Soldatenlieder: Das Grenadierlied, und das Musquetierlied, entstanden in dem Kriegsjahre 1809, und waren für die in das Feld ziehenden Badischen Soldaten bestimmt. Einige andere, meistentheils Gelegenheitsgedichte und poetische Briefe, deren Ursprung in die Jahre 1803 bis 1811 gehört, wurden von ihm seinen Freunden mitgetheilt, aber während seiner Lebenszeit nicht gedruckt. Uebrigens erkannte man auch bei den hochteutschen Gedichten, die er verfaßte, die trefflichen Anlagen seines Geistes und Gemüths.

Eine besondere Geschicklichkeit aber zeigte er um diese Zeit auch in der Kunst, Räthsel, Charaden und Logogriphe zu verfassen. Vornehmlich in dem Drechslerischen Kaffeehause, welches Hebel besuchte, und unter der Gesellschaft, die sich daselbst an ihn anschloß, und die er scherzweise die große Charaden- und Räthselakademie bei Drechsler nannte, übte er solche Kunst. In der ganzen Gesellschaft glänzte er auch in dieser Hinsicht durch seine Geschicklichkeit am meisten hervor. Solche Räthsel, wie er sie verfaßte, zum Beispiel, als er das Spinngewebe, den Steckbrief, die Zeitung, das Brettspiel, den Trauermantel, den Rittersporn, die Finger, den Schreibsand, das Bleistift, den Rausch, die Nacht, das Haar, oder sonst noch Anderes zum Gegenstand des Errathens machte, und solche Charaden, dergleichen er zu den Worten: Nordlicht, Grundbirne, Roßmarkt, Schafgarbe, Thierkreis, Ballhorn, Liebhaber, Steinbruch, und zu noch anderen verfertigte, wurden von jeher unter das Beste gerechnet, was in diesem Fache der Dichtkunst erschien. Besonders zeigte sich aber sein eigenthümlicher Witz in einer von ihm erfundenen neuen Art von Charaden, die er Trugcharaden nannte, weil er darin den Lesern gleichsam eine Falle legte, ihre Gedanken geflissentlich durch Angabe gewisser auffallender Merkmale auf einen unrechten Gegenstand hinleitete, und ihnen am Ende, wenn sie schon glaubten, die Auf-

lösung gefunden zu haben, plötzlich ihre Täuschung zu erkennen gab. Von dieser Art sind die vortrefflichen Charaden, die er zu den Worten: Zopfband, Hofrath, Distelfink, Tagloch, Rheinfall, Winterschuhe, und anderen, verfaßte, und die allgemein als Meisterstücke bewundert wurden. Er selbst ließ viele seiner Räthsel und Charaden, bald nachdem er sie verfaßt hatte, in Zeitschriften öffentlich erscheinen, worunter besonders das Badische Provincialblatt, das Freiburger Wochenblatt und das Morgenblatt zu erwähnen sind. Manche theilte er seinen Freunden bloß handschriftlich mit. Uebrigens änderte er sowohl an den gedruckten, als auch an den handschriftlich mitgetheilten manchmal wieder einzelne Ausdrücke, so daß dieselben mit verschiedenen Lesarten sich unter dem Volk verbreiteten.

Unterdessen aber wurde ihm von der obersten Kirchen- und Schulbehörde ein neues Geschäft übertragen, welches ihm Anlaß gab, seine Geschicklichkeit von einer anderen Seite in einem glänzenden Lichte zu zeigen. Schon seit dem Jahr 1803 hatte er mit einigen andern Staatsdienern an dem Badischen Landkalender gearbeitet, der im Verlage des Karlsruher Gymnasiums erschien. Jedes Jahr hatte er einige Beiträge dazu geliefert. Im Ganzen aber war er mit der Beschaffenheit des Kalenders nicht zufrieden. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Kalender als ein vorzügliches Mittel zur Bildung

des Volkes, zur Erleuchtung seines Verstandes, und zur Veredlung seines Herzens, so wie überhaupt zur Beförderung seines zeitlichen und ewigen Wohls benutzt werden müsse, und daß bisher nicht genug Rücksicht darauf genommen worden sey, wünschte er, daß derselbe zweckmäßiger verfaßt, und um einige Bogen vermehrt werden möchte. Ein genauer Kenner der Denkungsweise und Gemüthsart des Volkes hielt er eine Abwechslung von Scherz und Ernst für nothwendig, weil er glaubte, daß der Kalender nur, wenn er neben der ernsten Belehrung zugleich heitere Unterhaltung gewähre, dem Volke willkommen sey. Dabei erkannte er zugleich, daß der Kalender überhaupt in einer einfachen und herzlichen Sprache verfaßt, nicht aus Zeitungen oder Anekdotensammlungen bloß herausgeschrieben, sondern mit allem Fleiß und in den Stunden der besten Laune bearbeitet werden müsse. Von dieser Ansicht geleitet machte er im Jahr 1806 den Vorschlag, daß die Bearbeitung des Kalenders einem Landgeistlichen übertragen werden möchte, der das erforderliche Talent nebst gutem Willen dazu besäße, und hinlängliche Muße hätte. Mit Recht aber hielt die oberste Kirchen- und Schul-Behörde ihn selbst für den geeignetsten Mann zur Besorgung dieses Geschäfts, und forderte ihm mit Anbietung einer bestimmten Belohnung dazu auf. So übernahm Hebel die Bearbeitung des ganzen Kalenders. Schon im Jahr 1807 wurde dieser ganz von ihm bearbeitet, aber noch blieb der bisherige Titel und die bisherige äußere Gestalt. Mit dem

Jahr 1808 aber erschien er bedeutend vermehrt und mit Holzschnitten versehen unter dem Titel: Rheinländischer Hausfreund, und eben so wurde er im folgenden Jahre herausgegeben. Wie vortrefflich dieser so manche Jahre hindurch von ihm bearbeitet wurde, ist bekannt. Seine Darstellungen, wie sie schon in den ersten Jahrgängen vorkommen, zum Beispiel die lehrreiche Geschichte von Jakob Humbel, die rührende Erzählung vom Kannitverstan, die tief ins Herz dringende Anekdote: Wie eine gräuliche Geschichte durch einen gemeinen Metzgerhund an's Tageslicht gebracht wird, der treffliche Aufsatz über die Baumzucht, und die herrlichen Betrachtungen über das Weltgebäude, wurden für unübertrefflich erkannt. Als eben so große Meisterstücke erkannte man auch seine scherzhaften Erzählungen, unter welchen die Geschichten vom Zundelfrieder und Zirkelschmidt, und die Anekdoten von verschmitzten Juden, zum Beispiel: der schlechte Gewinn, der einträgliche Räthselhandel, der falsche Edelstein, die zwei Postillione, und die drei Worte sich besonders auszeichnen. Abgesehen von einigen politischen Erzählungen, auf welche die damalige Zeit einen unverkennbaren Einfluß hatte, wurde der rheinländische Hausfreund von Hebel so meisterhaft bearbeitet, daß man ihn für den besten Kalender halten darf, der jemals geschrieben wurde. Manche giengen sogar in ihrer Meinung so weit,

daß sie die eigenthümliche Erzählungsart Hebels als die einzig zweckmäßige für das Volk ansahen, und dadurch zu unglücklichen Nachahmungen verleitet wurden. Auch im Auslande verbreitete sich dieser Kalender, und selbst Göthe setzte hohen Werth darauf, und bestellte ihn. Es wurden jährlich 30 bis 40,000 Exemplare abgesetzt, und einige davon kamen selbst nach Amerika. Wegen dieser anerkannten Vortrefflichkeit des rheinländischen Hausfreundes veranstaltete Cotta im Jahr 1811 eine Sammlung aller Erzählungen und Aufsätze von Hebel, die in den Jahrgängen 1808 bis 1811, so wie in den vorhergegangenen Badischen Kalendern enthalten sind, und gab sie unter dem Titel Schatzkästlein heraus. Uebrigens ist bekannt, daß in dem Jahrgange 1811, so wie später, zuweilen ein Adjunct des rheinländischen Hausfreundes und eine Schwiegermutter des Adjuncts erwähnt werden. Unter dem Adjunct meinte er seinen Freund, den damaligen königlich Wirtembergischen Gesandtschaftssecretär Kölle, der ihm verschiedene Anekdoten zur Bearbeitung für den Kalender mittheilte. Schwiegermutter des Adjuncts aber wurde von ihm scherzweise die berühmte Hendel-Schütz genannt, für welche Hebel wegen ihrer bewunderungswürdigen mimischen Kunst und ihrer geistreichen Unterhaltung sehr eingenommen war.

Was Hebel außerdem in den Jahren 1803 bis 1811 ausarbeitete, bestand theils in einigen theologischen Abhandlungen, theils in einigen humoristischen

Aufsätzen. Schon zur Zeit, als seine allemannischen Gedichte erschienen, bestand in Lörrach ein theologischer Verein, welchen sein Freund Hitzig, damals Pfarrer zu Rötteln, mit mehreren anderen Geistlichen jener Gegend gebildet hatte. Zu diesem Vereine gehörte auch Hebel als correspondirendes Mitglied. Daher verfaßte er zuweilen eine theologische Abhandlung, und sandte sie an die Gesellschaft. Auf solche Weise entstanden seine Aufsätze über des Menschen Sohn, über den Dieb in der Nacht, und über Jephtha's Tochter. Auch die Pfarrsynoden zu Karlsruhe, an welchen er um diese Zeit Theil nahm, gaben ihm Anlaß, Einiges im Gebiete der Theologie und Religionsphilosophie zu bearbeiten. So wurden für diese Synoden zwei Abhandlungen, die eine über das richtige Verhalten des Geistlichen in Ansehung der gesellschaftlichen Spiele, die andere über die Geister und Gespenster von ihm verfaßt. In allen diesen Abhandlungen erkannte man einen wiederholten Beweis von Hebels Reichthum an guten Gedanken und von seinem ausgezeichneten Scharfsinne. Auch die beiden humoristischen Aufsätze, die noch in diesen Zeitraum gehören, von denen der eine: Oesterlins Standrede über das glückliche Loos eines Schneiders, im Jahr 1811 in den süddeutschen Miszellen bekannt gemacht wurde, der andere aber: über die Juden, erst, nachdem er schon lange vorher verfaßt war, im Jahr 1812 in der Zeit-

schrift Jason öffentlich erschien, wurden mit vielem Beifall aufgenommen.

Bei allen diesen Beschäftigungen blieb ihm noch Zeit genug zum gesellschaftlichen Vergnügen übrig. Froh und heiter verlebte er auch jetzt noch seine Tage, und stets innigst geliebt und hoch geachtet von den zahlreichen Freunden, in deren Gesellschaft er die Zeit der Ruhe nach der Arbeit zubrachte. Mehrmals besuchte er auch das geliebte Oberland, seine Heimath, wieder, und erfreute sich dort des Wiedersehens der alten Freunde und Bekannten, die er daselbst noch antraf. Namentlich im Jahr 1804 machte er eine Reise in diese Gegend. Sodann kam er im Sommer 1805 wieder dahin, indem er bei seiner Rückkehr von einer Reise in die Schweiz, die er mit zwei jungen Baronen gemacht hatte, seinen Weg über Basel und Lörrach nahm. Auch in den Jahren 1807, 1809 und 1811 ward den Bewohnern des Oberlandes das Vergnügen, ihn in ihrer Mitte zu sehen, wieder zu Theil. Bei diesen Gelegenheiten besuchte er gewöhnlich auch Straßburg. Hier lebte damals der Bijoutier Haufe, der ihm ein sehr werther Freund war. Im Kreise der Familie dieses Freundes, welcher aus dem Badischen nach Straßburg gezogen war, brachte Hebel viele frohe und glückliche Stunden zu, deren er sich stets mit liebreichem und dankbarem Herzen erinnerte.

7.

Karl Friederich, der unvergeßliche Regent Badens, beschloß seine segensreiche Laufbahn im Jahr 1811, und es folgte ihm Karl, sein Enkel. Auch bei diesem Fürsten stand Hebel, so lange derselbe regierte, in hoher Achtung.

Bereits im Jahr 1808 war Hebel zum Director des Lyceums und im folgenden Jahre zum Mitgliede der evangelischen Kirchen- und Prüfungs-Commission ernannt worden. Sein bisheriger dreifacher Beruf aber, den er als Lehrer am Lyceum, als Director desselben und als Mitglied der erwähnten Kirchen- und Prüfungs-Commission zu versehen hatte, wurde ihm nun allmählig lästig. Besonders waren die trockenen Schreibereigeschäfte, die er wegen der Direction des Lyceums zu besorgen hatte, und das mühevolle Actenlesen, dem er sich als Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission unterziehen mußte, seinem freien Dichtergeiste zuwider. Oft drückte er hierüber sein Mißvergnügen aus. Den ganzen Tag auf dem Katheder sitzen, schrieb er einmal an seinen Freund Hitzig, sey jetzt noch ein Feiertagsleben für ihn, ein Ostermontagsspäßlein; aber auf der Kanzleistube sitzen, Berichte schreiben, Buch und Rechnungen führen, Acten durchgehen, examiniren, castigiren, Zeugnisse fertigen, wegen der Lyceisten correspondiren, das heiße so viel als: Ich sterbe täglich. Es seyen ihm, setzte er

hinzu, fast alle Freuden aus dem Geschäfte entflohen, und viele sogar aus dem Leben.

Im Jahr 1814 wurde ihm zwar ein Theil seiner bisherigen Geschäfte abgenommen. Im Monat August dieses Jahrs legte er nämlich die Direction des Lyceums nieder. Bald darauf gab er auch noch seine bisherigen Unterrichtsstunden bis auf wöchentlich neun an andere Lehrer ab. Die Lehrstunden, die er jetzt noch behielt, waren vier für das Hebräische, zwei für die Erklärung des Theokrits und Plutarchs, welche beiden Autoren abwechselnd übersetzt wurden, zwei für die Rhetorik, und eine für den Unterricht im lateinischen Stil. Diese letzte behielt er jedoch nur noch zwei Jahre, so daß die Zahl seiner Unterrichtsstunden am Lyceum alsdann nur noch auf acht sich belief. Dagegen trat er im Jahr 1814 in die evangelische Ministerial-Kirchensection ein, und wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde, wobei er zugleich auch ferner Mitglied der Kirchen- und Prüfungs-Commission blieb. Außerdem ward ihm im Jahr 1816 auch noch die Direction des Schulwittwenfiscus übertragen. Auf diese Weise wurden seine Geschäfte in anderer Hinsicht vermehrt, und besonders fiel ihm jetzt das Actenlesen, das ihm so sehr zuwider war, noch häufiger als sonst zur Last.

Unter solchen Verhältnissen fühlte sich sein Dichtergeist selten mehr erweckt. Zuweilen kam jedoch

noch ein Gelegenheitsgedicht, wie die Hauensteiner Hochzeit, das Lied für die Gesellschaft des Museums, und die Neujahrswünsche des Wochenblattträgers, oder eine Charade zum Vorschein.

Noch schrieb er aber mehrere Jahre lang den rheinländischen Hausfreund, und zwar, wie die Jahrgänge 1812, 1813, 1814 und 1815 beweisen, mit gleicher Vortrefflichkeit, wie in früherer Zeit. Nicht leicht wird, was die ernsten Darstellungen betrifft, etwas so Schönes gefunden werden, als solche Erzählungen oder Aufsätze, wie: Andreas Hertzeg, Christian Kuhmann, lange Kriegsfuhr, die gute Mutter, die Treue und ihr Dank, der Comet von 1811, Betrachtung über ein Vogelnest, Franziska, und der Schneider von Pensa. Auch hinsichtlich der scherzhaften Erzählungen bewies Hebel noch immer seine unübertreffliche Kunst, und schwerlich ist in dieser Hinsicht etwas Besseres in einem Volkskalender geschrieben worden, als solche Anekdoten, wie: die gute Geduld, die Schmachschrift, der Prozeß ohne Gesetz, der Herr Wunderlich, der Thalhauser Galgen, und dergleichen, und besonders auch wieder die in diesen Jahrgängen vorkommenden weiteren Schilderungen des Zundelfrieders und Zirkelschmidts, so wie auch abermals mehrere Geschichten von Juden, wohin namentlich die trefflichen Erzählungen:

Glimpf geht über Schimpf, wie einmal ein schönes Roß um fünf Prügel feil gewesen ist, der gläserne Jude, und Gleiches mit Gleichem, gehören.

Unerwartet aber wurde Hebel in diesem seinem schönen Wirken durch einen unangenehmen Vorfall unterbrochen. Als im Herbst 1814 der Kalender für das Jahr 1815 gedruckt, und schon eine kleine Anzahl der Exemplare herausgegeben war, so fand man unter den Erzählungen eine mit der Ueberschrift: Der fromme Rath. In dieser Erzählung wird ein katholischer Handwerksbursche dargestellt, wie er auf der Brücke einer Stadt in große Verlegenheit geräth, und nicht weiß, ob er links oder rechts sein Angesicht wenden soll, weil sich ihm von jeder Seite der Brücke ein Priester mit einer Monstranz nähert, und wie er hierauf dadurch aus der Verlegenheit gerissen wird, daß der eine Priester lächelnd seinen Zeigefinger gegen den Himmel hebt, um ihm anzudeuten, vor wem er niederknieen und wohin er blicken solle. Diese Erzählung, wiewohl sie in einem anständigen und würdigen Ton verfaßt war, und Hebel bei seiner gewissenhaften und edlen Gesinnung gewiß Niemand damit beleidigen wollte, mißfiel manchen Katholiken, zumal da der Verleger einen Holzschnitt dazu gegeben hatte, was allerdings nicht hätte geschehen sollen. Von katholischer Seite wurde es nun dahin gebracht, daß der Verkauf des rheinländischen Hausfreunds mit dieser

Erzählung verboten, das Blatt, worauf sie stand, herausgenommen, und daher einige andere Blätter umgedruckt wurden. Hebel aber fühlte sich durch die Art, wie die Sache gegen ihn behandelt wurde, sehr gekränkt, und faßte daher den Vorsatz, den Kalender hinfort nicht mehr zu schreiben; und wirklich wurde dieser auch für die drei folgenden Jahre nicht mehr von ihm bearbeitet. Im Jahrgang 1816 rühren bloß zwei kleine Beiträge, wovon der eine mit den Worten: Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will, der andere mit den Worten: Zwei Spracherinnerungen, überschrieben ist, von ihm her. Am Jahrgange 1817 hatte er gar keinen Antheil. Auch in dem Jahrgang 1818 hat nur ein einziger Aufsatz mit der Ueberschrift: Eine Gerechtigkeit, ihn zum Verfasser. In diesem Aufsatze vertheidigte er seinen Schulmeister Andreas Grether, von dem er einst zu Hausen als Knabe unterrichtet worden war, gegen die Beschuldigungen, die gegen diesen Lehrer im vorhergehenden Jahrgang des rheinländischen Hausfreundes vorgebracht worden waren. Mit herzlichen Worten schilderte Hebel seinen Lehrer als einen vernünftigen, treuen, freundlichen und liebreichen Mann, und setzte ihm, nachdem er schon lange zu den Todten Gottes hinübergegangen war, auf diese Weise ein Denkmal der Liebe und Dankbarkeit auf sein Grab. Erst im Jahre 1818 ließ sich Hebel durch die Bitten und Zureden seiner Freunde bewe-

gen, den Kalender für das Jahr 1819 wieder zu schreiben.

Der große Ruhm aber, welchen er sich durch seine einfache und herzliche Erzählungsart erworben hatte, wurde die Veranlassung zu einer neuen Arbeit, die er ebenfalls um diese Zeit übernahm. Da man längst für die evangelischen Schulen des Großherzogthums Baden eine neue Bearbeitung der biblischen Geschichten wünschte, so forderten ihn manche seiner Freunde auf, sich diesem Geschäfte zu unterziehen. Dadurch bewogen machte sich Hebel im Jahr 1818 an solche Arbeit, und vollendete in diesem Jahre bereits den größten Theil der Geschichten des alten Testaments.

So floß Hebels Lebenszeit bis zum Ende des Jahrs 1818 dahin. Manches Lästige und Unangenehme in seinem Berufe hatte er während dieser Zeit zu tragen. Doch fehlte es auch nicht an Freude und Trost für ihn. Stets blieb ihm die innige Liebe und hohe Achtung, die er unter seinen so zahlreichen Freunden und Verehrern in Karlsruhe genoß. Nicht minder erhielt er fortwährend viele Beweise hoher Verehrung aus allen Theilen des Großherzogthums und selbst aus dem Auslande. Er sah, wie der Ruhm der allemannischen Gedichte selbst in den fernsten Gegenden immer fortblühte. Viele ausgezeichnete Gelehrte des Auslandes, wenn sie nach Karlsruhe kamen, besuchten ihn, um ihm dadurch einen

Beweis ihrer Hochachtung zu geben. Selbst in Königsberg wurde eine Uebersetzung seiner Gedichte in hochteutscher Sprache im Jahre 1811 und 1817 in zwei Bändchen herausgegeben, worin sämmtliche in den vier ersten Ausgaben stehenden Gedichte, mit Ausnahme des Schmelzofens, des Karfunkels, der Marktweiber in der Stadt, des Gespenstes an der Kanderer Straße, des Statthalters von Schopfheim, und des Schreinergesellen, enthalten sind. Scheffner, im Jahr 1811 schon ein fünfundsiebenzigjähriger Greis, war durch das Lesen der allemannischen Gedichte, die er nach der dritten Ausgabe kennen lernte, so von Bewunderung ihrer Schönheit ergriffen worden, daß er in seinem hohen Alter noch diese Uebersetzung zu Königsberg unternahm, um die Gedichte den Lesern jener Gegend verständlicher zu machen. Ohne Zweifel wußte er nicht, daß schon früher im Jahr 1808 zu Bremen und Aurich eine solche Uebersetzung herausgekommen war. Auch die Berliner Gesellschaft für teutsche Sprache achtete den allemannischen Dichter hoch, und ernannte ihn durch einen Beschluß vom 3ten Februar 1818 zu ihrem ordentlichen Mitgliede. Besonders aber mußte Hebel eine ausgezeichnete Anerkennung des Werthes seiner Gedichte darin finden, daß einige derselben sogar in die Russische Sprache übersetzt wurden.

Seine geliebte Heimath, das Oberland, besuchte er im Jahre 1812 zum letztenmal. So oft er auch

mit dem Gedanken umgieng, wieder hinaufzureisen, so führte er doch seinen Vorsatz nie wieder aus, und begnügte sich mit den Lustreisen, die er in verschiedener Zeit mehrmals nach Straßburg, nach Baden, und in andere Städte und Gegenden machte. Seitdem er im Jahr 1791 die obere Gegend verlassen hatte, war so Vieles dort anders geworden. Manches hatte sich hinsichtlich der Sitten des Volks geändert. Einen großen Theil seiner Bekannten und Freunde deckte das Grab, und eine neue Welt war größtentheils an die Stelle der alten getreten. Diese Erwägung und das damit verbundene Gefühl der Wehmuth war es wahrscheinlich, was ihn unentschlossen machte, und den fortwährenden Aufschub seiner Reise bewirkte. Mit tiefer Rührung aber und Sehnsucht dachte er immer noch an die alte Heimath und die daselbst einst in früheren Jahren genossenen Freuden zurück. Mündlich und schriftlich drückte er oft diese Empfindung aus, die ihn so tief durchdrang, wenn das Bild der Gegend vor ihm schwebte, in welcher er einst als Knabe und Jüngling so glückliche Tage verlebt hatte.

8.

Im letzten Monat des Jahrs 1818 starb Großherzog Karl, und Ludwig, sein Oheim, bestieg den Thron. Eines der ersten Regierungsgeschäfte des neuen Regenten war die Einführung der landständischen Verfassung, deren Urkunde sein Vorgänger

kurz vor seinem Tode unterzeichnet hatte. Nach dieser Urkunde sollte ein Geistlicher als Prälat der evangelischen Kirche erwählt werden, um Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände zu haben.

Ludwig, längst von hoher Achtung gegen Hebel erfüllt, wünschte diesen mit der Würde des Prälaten auszuzeichnen. Mit Rührung und Dankgefühl erkannte Hebel die Huld des Regenten; aber aus Rücksicht gegen seinen Collegen, Kirchenrath Sander, einen sehr gebildeten, kenntnißreichen und in seinem Berufe sehr thätigen Mann, trug er anfänglich Bedenken, die ihm angebotene Würde anzunehmen, weil Sander ihm im Dienstalter vorgieng. Erst als Hebel aus sicherer Quelle vernahm, daß Sander in keinem Falle zum Prälaten würde ernannt werden, entschloß er sich, dem Wunsche des Großherzogs zu entsprechen. So wurde Hebel im Jahr 1819 als Prälat an die Spitze der Geistlichkeit gestellt. Ludwig ehrte dadurch ihn und sich selbst; denn Jedermann erkannte, daß dem Würdigsten diese Auszeichnung verliehen worden sey. Bald darauf, nämlich am Neujahrstage 1820, wurde Hebel mit dem Ritterkreuz des Zähringer Löwen, und später, nämlich am 5ten September dieses Jahrs, mit dem Commandeurkreuz des eben genannten Ordens beehrt.

Vermöge der erhaltenen Würde erschien Hebel

auf dem Landtage, der in den Jahren 1819 und 1820 gehalten wurde, als Mitglied der ersten Kammer, und eben so auch auf den Landtagen von 1822 und 1825. Zwar zeichnete er sich bei diesen Gelegenheiten nicht besonders als Redner aus. Die Ursache hievon lag theils in einer gewissen Schüchternheit, die ihn, so geschickt er sonst auch war, vor Hohen wie vor Niedern zu sprechen, in der öffentlichen Versammlung der Landstände zurückhielt, theils in seiner eigenen Gemüthsstimmung, vermöge welcher er wenig Sinn für politische Verhandlungen hatte. Aber doch nahm er auch an manchen wichtigen Gegenständen Antheil, besonders wenn von Angelegenheiten des Kirchen- und Schulwesens die Rede war. Wenn er sprach, sprach er mit Einsicht, Würde und Kraft.

Mit dichterischen Arbeiten beschäftigte er sich seitdem er Prälat geworden war, einige Räthsel oder Charaden abgerechnet, nicht mehr. Doch veranstaltete er im Jahr 1820 die fünfte Ausgabe seiner allemannischen Gedichte, die zu Aarau bei Sauerländer gedruckt wurde. In dieser erschienen, außer den Gedichten, die in den vier bei Macklot gedruckten Ausgaben enthalten sind, noch zwölf andere, welche übrigens meistens schon theils aus der Iris, theils aus dem Freiburger Wochenblatt und dem alsatischen Taschenbuche bekannt waren. Im nämlichen Jahre wurden von Sophie Reinhard zehn wohlgelungene Zeichnungen zu den alle-

mannischen Gedichten bei Mohr und Winter in Heidelberg herausgegeben. Auch erschienen noch zwei neue hochteutsche Uebersetzungen, die eine von Friedrich Girardet zu Leipzig 1821, die andere von Adrian zu Stuttgart und Tübingen 1824. Beide enthalten sämmtliche in der fünften Ausgabe mitgetheilten Gedichte.

Auch mit der Bearbeitung des rheinländischen Hausfreundes hatte Hebel als Prälat nichts mehr zu thun. Zwar hatte er sich durch die Bitten seiner Freunde bewegen lassen, ihn für das Jahr 1819 wieder zu schreiben. Dieses aber war der letzte Jahrgang, welcher von ihm bearbeitet wurde.

Um so mehr aber war er in seinen letzten Jahren mit Arbeiten für die Kirche beschäftigt. Im Sommer 1821 wurde die erste Generalsynode berufen, um die längst gewünschte Vereinigung der beiden evangelischen Confessionen zu Stande zu bringen. Hebel und Sander erschienen dabei als evangelisch-lutherische Abgeordnete der Ministerial-Kirchensection. Als Anerkennung seines rühmlichen Wirkens wurde ihm, so wie seinem Collegen, im August 1821 von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie zuerkannt.

Schon während der Generalsynode verfaßte er einige treffliche liturgische Formulare für die h. Taufe, die Beichte und das h. Abendmahl, als Beiträge zu

einer kleinen liturgischen Sammlung für die neu vereinigte evangelische Landeskirche. Früher schon hatte er für die Wochengottesdienste einige Gebete verfaßt, die sich durch Einfachheit, Würde und frommes Gefühl auszeichnen.

Bald nach der Generalsynode vollendete er seine biblischen Geschichten. Die des alten Testaments waren schon seit zwei Jahren bearbeitet, und nun verfaßte er die des neuen. Beide Theile erschienen zuerst im Anfang des Jahres 1824 bei Cotta. Bald darauf wurde bei Katz zu Pforzheim eine zweite Ausgabe gedruckt, und diese in allen evangelischen Schulen des Großherzogthums eingeführt. Bekanntlich erlangte dieses Buch geringeren Beifall, als man erwartete. Verschiedene Behauptungen darin sind unrichtig; manche Auslegungen nicht hinlänglich begründet, oder auf bloße Vermuthungen gestützt; einzelne Charaktere nicht in das rechte Licht gestellt; einige Sätze zu kurz oder nicht deutlich genug hingegeben; manche Stellen nicht würdig genug und oft zu sehr im Tone des rheinländischen Hausfreundes verfaßt. Auch wurde beim neuen Testament die Reihenfolge der Erzählungen zu flüchtig behandelt. Auf der anderen Seite aber hat das Buch auch entschiedene Vorzüge. Es ist im Ganzen sehr geistreich und mit frommem Sinne geschrieben. Die Erzählungsart ist im Ganzen einfach, gemüthlich und für kindliche Herzen sehr anziehend. Manche Erzählungen, besonders im alten Testamente, sind

wahre Meisterstücke. Hebel hatte, als er das Buch schrieb, hauptsächlich Kinder von acht bis zwölf Jahren im Auge, und gewiß wird es solchen als ein sehr nützliches Schulbuch dienen können, wenn manche unrichtige oder im Ausdrucke verfehlte Stellen vorerst verbessert sind. Auch von katholischer Seite wurde dem Buche Werth beigelegt. Ein Pfarrer dieser Confession bearbeitete es für die katholische Jugend, und gab es im Jahr 1825 zu Rothweil in der Herderischen Buchhandlung heraus.

Bald, nachdem die biblischen Geschichten erschienen waren, übernahm Hebel noch ein anderes wichtiges Geschäft, nämlich die Bearbeitung eines neuen Katechismus. Da seine frühere Bearbeitung des Herderischen Katechismus bei den Geistlichen des Landes nicht den gewünschten Beifall gefunden hatte, so entschloß er sich jetzt, ganz nach eigenem Plane, und unabhängig von irgend einem anderen Vorgänger, ein christliches Lehrbuch für die Schulen zu verfertigen, das er der zweiten Generalsynode vorzulegen gedachte. Dieser Katechismus wurde erst nach seinem Tode von der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe herausgegeben, und später auch in die Sammlung seiner Werke aufgenommen. Mag auch dieses Lehrbuch, so wenig als irgend ein anderes Menschenwerk vollkommen seyn, und mag es auch nicht Allen in Allem genügen, so darf es wohl als entschieden angenommen werden,

daß es unter die vorzüglichsten Katechismen gehört, die je geschrieben wurden. Besonders fand es wegen der Einfachheit seiner Sprache, wegen der zweckmäßigen Auswahl des Wichtigsten aus der christlichen Religionslehre, wegen der bündigen Kürze, wegen des unparteiischen, rein biblischen Geistes, der daraus klar hervorleuchtet, wegen der genauen Verbindung, in welcher darin die Glaubenslehre mit der Sittenlehre steht, und wegen des frommen Sinnes, womit es geschrieben ist, vorzüglichen Beifall.

Um diese Zeit, als Hebel mit solchen Arbeiten für die Kirche beschäftigt war, gab er den Beruf, den er bisher noch als Lehrer des Lyceums versah, gänzlich auf. Ermüdet von Geschäften bat er im Jahre 1824, daß man ihm die acht Unterrichtsstunden, die er noch am Lyceum ertheilte, abnehmen möchte. Durch einen Beschluß des Großherzogs vom 18ten October desselben Jahrs wurde seinem Wunsche entsprochen, und er des Lehramtes, das er, wie der höchste Erlaß sich ausdrückte, mehr als vierzig Jahre mit großer Auszeichnung, mit Treue, Eifer und besonderer Zufriedenheit bekleidete, nunmehr gänzlich enthoben. Mit ruhigem Gewissen und hoher Freude konnte Hebel auf die segensreiche Laufbahn zurückschauen, die er als Lehrer gegangen war. Er war sich des innigsten Dankes der zahlreichen Schüler bewußt, die er unterrichtet hatte. „Ich habe" — sagt er schon im Jahr 1820 in der damals ent-

worfenen Antrittspredigt vor einer Landgemeinde — „Vielleicht zweitausend Jünglinge in Sprachen „und Wissenschaften unterrichtet. Viele von „ihnen erfreuen mein Antlitz, wenn ich sie nun „als fromme, als glückliche, als geachtete Män„ner und Freunde wieder sehe. Manche von „ihnen stehen schon lange in geistlichen Aemtern, „und manches fromme Wort, das ich hie und „da in ein gutes Herz gelegt habe, o Gott! es „trägt vielleicht jetzt reichliche Früchte, ohne „daß ich's weiß."

Merkwürdig ist es, daß Hebels Neigung für eine Landpfarrei nie in seiner Brust erstarb. Als er schon auf der höchsten Stufe des geistlichen Ansehens stand, und von dem Regenten mit glänzenden Ehrenauszeichnungen belohnt war, schwebte ihm doch das Loos eines braven Landpfarrers immer noch als das schönste vor Augen. Dessen zum Beweise dient auch, außer seinen mündlichen Aeußerungen, die schon mehrmals erwähnte Antrittspredigt vor einer Landgemeinde, die er im Jahr 1820 schrieb. Ernstlich konnte es damals wohl nicht mehr gemeint seyn. Er selbst mußte gewiß einsehen, daß er sich von seinen Verhältnissen, an die er sich in der Stadt so viele Jahre hindurch gewöhnt hatte, nicht mehr losreißen, und sich nach so langer Unschlüssigkeit nicht mehr zur Uebernahme einer Pfarrstelle auf dem Lande entschließen werde. Aber es that seinem Herzen noch am Abend seines Lebens wohl, sich auf einer

Kanzel vor einer Landgemeinde zu denken, gleich einem geliebten Pfarrer, der als Vater unter seinen Kindern steht, ihnen das Köstlichste und Heiligste, was Menschen besitzen können, mittheilt, sie zur Frömmigkeit und Tugend ermahnt, und ihnen Trost im Leben, und Frieden, wenn sie sterben, bringt. „An einem friedlichen Landorte," sagt er in seiner Predigt, „unter redlichen Menschen als Pfarrer „zu leben und zu sterben, war Alles, was ich „wünschte, was ich bis auf diese Stunde in den „heitersten und in den trübsten Augenblicken „meines Lebens gewünscht habe."

9.

In solcher Gemüthsstimmung trat Hebel in das Jahr 1826. — Das Jahr, in welchem zwei andere der berühmtesten Dichter: Voß und Baggesen, hinüberschieden, sollte auch das Todesjahr des allemannischen Sängers seyn.

Schon seit mehreren Jahren war Hebels Gesundheit erschüttert. Die Spuren körperlicher Schwäche zeigten sich immer mehr. Sein Gesicht alterte. Seine Nerven waren längst so angegriffen, daß seine Hand sehr zitterte, und seine Schrift kaum mehr leserlich war. Besonders litt er an Unterleibsbeschwerden Auch seine Gemüthsstimmung war stiller und ernster, als vordem, obgleich in Gesellschaft seine Freundlichkeit und sanfte Heiterkeit sich nie ganz

verlor. Seltener als sonst besuchte er seit einigen Jahren das Museum. Seitdem er Prälat geworden war, blieb er überhaupt mehr als früher zu Hause. Auch führte er nun seinen eigenen Tisch, nachdem er früher in fremde Kost gegangen war.

Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde oblagen, gehörte auch seit mehreren Jahren die Aufsicht und Berichterstattung über die protestantischen Lyceen, Gymnasien, Pädagogien und lateinischen Schulen; ein Geschäft, das er immer mit großer Umsicht, Sorgfalt und Treue verwaltete. An diesen Anstalten mußte er oft den öffentlichen Prüfungen beiwohnen, welches auch im September 1826 am Lyceum zu Mannheim der Fall war.

Ungern übernahm er diesmal die Reise nach Mannheim; aber der Gedanke, daß man ihn dort erwarte, und sich auf seine Ankunft freue, und die Hoffnung, daß die Reise vielleicht auf sein Befinden einen günstigen Einfluß haben werde, bewog ihn, ungeachtet es ihm schon unwohl war, sich dahin zu begeben. Hofrath Friedrich August Nüßlin, Professor und alternirender Director des Lyceums, ein durch seine gelehrten Kenntnisse und durch sein treues und segensreiches Wirken ausgezeichneter Mann, welchen Hebel sehr schätzte, lud ihn zu sich ein. Hebel, der im Kreise dieser ihm sehr werthen Familie gern verweilte, und manche angenehme Stunde

schon früher in ihrer Mitte zugebracht hatte, nahm die freundschaftliche Einladung an. „Ich komme," — schrieb er am 6ten September seinem Freunde Nüßlin, — „diesmal — erschrecken Sie nicht! — „in der Qualität eines Patienten zu Ihnen; „doch, Gottlob! ohne Arzneigläslein, auch ohne „Bedürfniß von Kraftbrühen, zarten Gemüslein „ꝛc. ꝛc., nur mit dem Bedürfniß des Stillelebens „unter einem freundlichen Dach."

Es war der 10te September, als Hebel zu Mannheim ankam. Noch brachte er seine Freundlichkeit und Artigkeit mit, aber seine heitere Laune schien entflohen zu seyn; ein stiller Ernst war an die Stelle getreten. Sogleich bei seiner Ankunft wiederholte er seinem Freunde den Wunsch, bloß im stillen Familienkreise zu weilen. An den folgenden vier Tagen wohnte er sowohl Vormittags als Nachmittags der Prüfung bei, hörte mit Aufmerksamkeit zu, redete freundlich mit den Schülern, und legte ihnen zuweilen Fragen vor. Abends begab er sich aber frühzeitig zu Bette.

Am 14ten September wurde die Prüfung zu Mannheim beendigt. An diesem Tage gaben ihm die Schüler der obersten Klasse den Wunsch zu erkennen, ihm zu Ehren einen Fackelzug in der kommenden Nacht zu veranstalten. Diese Ehrenbezeugung lehnte er ab, weil ihm ein solcher Aufzug zu geräuschvoll gewesen wäre, und ohnedies mehr für eine

Universität, als für ein Lyceum geeignet schien. Aber die Einladung zu einer Fahrt auf dem Rheine nach dem Punkte hin, wo der Rhein und der Neckar zusammenströmen, nahm er an. Mit einer Gesellschaft von Freunden und Freundinnen entschloß er sich, an den Rhein zu gehen, und einen Kahn zu besteigen. Unter diesen befand sich auch die Gattin eines Freundes, der seit Hebels letztem Besuche gestorben war. Hebel bezeugte ihr seine Theilnahme. „Wenn „wir alt werden,“ setzte er hinzu, „wandeln „wir auf einem großen Kirchhofe. Glauben Sie „mir, ich fühle das.“

Schon stand die Sonne ziemlich tief, als er mit seinen Begleitern den Kahn bestieg; aber heiter und ungetrübt leuchtete sie mit ihren sanften Strahlen, die sich über die stille Wasserfläche des prächtigen Rheinstroms verbreiteten. Es war, als ob die Sonne die Gegenwart des großen Sängers der Natur verherrlichen, und ihm an seinem letzten fröhlichen Abend noch einmal ein feierliches Lebewohl sagen wollte.

Unter heitern Gesprächen fuhren sie den Strom abwärts. Als sie sich aber der Landspitze näherten, bei welcher der Rhein und der Neckar sich vereinigen, bewegten sich vom Ausflusse des Neckars her zwei Kähne ihnen entgegen. Der eine, mit festlichem Laub geschmückt, trug die Schüler der obersten Klasse, die ihn hier empfangen wollten; auf dem andern befanden

sich Musicanten, um durch Blasinstrumente den festlichen Abend zu verherrlichen. Die Musik ertönte, und unter der Melodie: God save the king! fuhren die beiden Kähne heran. Zwei Jünglinge stiegen in das Schiff, auf welchem Hebel sich befand, begrüßten ihn mit einer kurzen Anrede, und brachten ihm ein lautes Lebehoch. Alle Anwesenden stimmten jubelnd ein unter dem Klange der Musik. Sämmtliche Schiffe fuhren hierauf langsam nebeneinander auf dem Neckar nach Mannheim zurück. Unter muntern Gesprächen und fröhlichen Gesängen und unter dem Anstoßen der gefüllten Gläser von einem Schiff in das andere hinüber wurde die Fahrt fortgesetzt und vollendet. Schon waren die letzten Strahlen der Sonne verschwunden, ehe sie am Ziele ihrer Fahrt ankamen, und der stille Mond mit seinem Glanze war aufgestiegen. Alles trug dazu bei, die Feier des Abends zu erhöhen. Auch Hebels frohe Gemüthsstimmung war wieder erwacht. Aus seinem verklärten Blicke strahlte Freude, und er versicherte, er habe schon lange keinen so frohen Abend mehr gehabt. Als er jetzt im Dunkel der anbrechenden Nacht die Leute bemerkte, die aus ihren Gärten zurückkehrten, und an dem Ufer hin der Stadt zueilten, so fiel ihm das mythologische Reich der Todten ein. „Es kommt mir vor," sprach er, „als ob wir auf dem Styx führen, und jene „Fußgänger dort Schatten wären, die zu uns „einsteigen möchten, aber vom Charon nicht zu„gelassen würden."

Nach seiner Zurückkunft blieb er noch den ganzen Abend hindurch heiter, und unterhielt die Gesellschaft mit geistreichen Reden. Am folgenden Tage machte er einige Besuche. Aber bald bemerkte man keine Munterkeit mehr an ihm. Am 16ten klagte er, daß sein Uebelfinden zugenommen hätte. Einen Arzt jedoch wollte er noch nicht gebrauchen. Auch entschloß er sich, Mannheim an diesem Tage zu verlassen, um sich über Schwetzingen nach Heidelberg zu begeben, wo er nach zwei Tagen die Prüfung des Gymnasiums vornehmen wollte. Mit Rührung nahm er von Nüßlin und seiner Familie Abschied, und sprach sein Bedauern aus, daß er diesmal nicht genug zur Heiterkeit gestimmt gewesen sey.

Als er in Schwetzingen angekommen war, kehrte er im Hause seines Freundes, des Gartendirectors Zeyher ein. Zeyher war nicht anwesend, sondern befand sich zu Karlsruhe. Hebel, der sich sehr leidend befand, machte einen Spaziergang im Schloßgarten, aber ohne sich dadurch Linderung zu verschaffen. Bald verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er den Gedanken aufgeben mußte, die Prüfung in Heidelberg vorzunehmen. Auch die ärztlichen Mittel, die jetzt angewandt wurden, blieben ohne Erfolg. Zuweilen stellten sich heftige Schmerzen im Unterleibe ein, aber stets suchte er die Klagen zu unterdrücken. Seine Freundlichkeit verließ ihn nie, und zuweilen war er sogar wieder einige

Augenblicke heiter. Auch brachte er noch bis zum 21ten September die meiste Zeit des Tages außerhalb des Bettes und völlig angekleidet zu.

An diesem Tage stellten sich Fieberbewegungen ein, und die Krankheit erreichte bald einen Grad, bei dem alle Hoffnung auf Rettung verschwand. Der Kranke vermochte jetzt nicht mehr aus seinem Bette aufzustehen. Sein Hausarzt, der geheime Hofrath Seubert von Karlsruhe, der an diesem Tage nach Schwetzingen berufen worden war, erkannte sogleich, daß alle menschliche Kunst zur Hülfe zu schwach sey. Die nämliche Ansicht hatten noch zwei andere anwesende Aerzte.

Hebel behielt bis zur letzten Stunde seines Lebens seine Gemüthsruhe; auch hegte er immer noch Hoffnung auf Genesung. Als Zeyher am 21ten September von Karlsruhe zurückgekommen war, so gab ihm Hebel seine Freude über seine Ankunft zu erkennen, bemerkte ihm, daß er sich besser befinde, und bat ihn, dem Großherzog, der sich nach Hebels Befinden erkundigen ließ, für seine Theilnahme zu danken. Aber schon den 22ten September Morgens um 4 Uhr war er entschlummert. Sein Alter betrug sechsundsechzig Jahre und einige Monate.

Bei der Section des Leichnams zeigte sich eine unheilbare Mißbildung der Eingeweide als Grund

seines Todes. Am 23ten September Nachmittags geschah die Beerdigung. Noch waren im Sarge seine Gesichtszüge kenntlich, und seine gewohnte Freundlichkeit schien noch um sein Antlitz zu schweben. Uneingeladen waren viele seiner Freunde und Verehrer, und unter ihnen mehrere Professoren von Heidelberg, und die Geistlichen aus der Gegend zu seinem Leichenbegängnisse gekommen. Unter dem Geläute der Glocken setzte sich der zahlreiche feierliche Zug in Bewegung, und begleitete den Sarg, der mit einem Lorbeerkranze und mit dem Commandeurkreuze des Zähringer Löwen geschmückt war, und von den Kirchengemeinderäthen von Schwetzingen getragen wurde, zu der Stätte der Todten. Der Himmel war heiter, die Luft mild, und die Sonne leuchtete in sanftem Glanze. Auf dem Kirchhofe wurde der Sarg noch einmal geöffnet Einige Verse wurden von Schulknaben gesungen, worauf Bähr, Hebels College seit 1823, und sein Nachfolger als Prälat, eine kurze Rede hielt. Bährs Worte waren einfach, herzlich und rührend; die Augrn aller Anwesenden schwammen in Thränen. Nach Vollendung der Rede wurde der Lorbeerkranz dem Hingeschiedenen um's Haupt gelegt, und der Sarg eingesenkt. Von den beiden Ortsgeistlichen sprach der eine noch einen Nachruf am Grabe, und der andere hielt eine Rede in der Kirche, womit die Leichenfeirr beschlossen wurde.

Wenn der Wanderer auf den Kirchhof zu

Schwetzingen kommt, so erblickt er einige Schritte von der östlichen Mauer gegen Heidelberg das Grab des allemannischen Dichters. Ein einfacher Stein deckt den Hügel, und nennt ihm den Namen des Hingegangenen, und das Jahr und den Tag seines Todes.

10.

Die Nachricht von Hebels Tod war eine allgemeine Trauerkunde im Badischen Lande. Jedermann nahm mit Rührung Antheil, und wer ihn näher kannte, fühlte mit tiefem Schmerz, daß ein großer Geist geschieden, und ein edles Herz im Tode gebrochen sey.

Hebel war ein Mann von vorzüglichen Geistesgaben; er hatte einen großen Verstand, einen ausgezeichneten Witz und Scharfsinn, eine herrliche Phantasie, und ein treffliches Gedächtniß.

Er besaß viele gründliche und gelehrte Kenntnisse. Das viele Lesen liebte er zwar nicht. Bei seiner freien Geistesrichtung und dichterischen Gemüthsstimmung hatte er an weitschweifigen gelehrten Werken keine Freude. Auch glaubte er, daß durchs viele Lesen die eigenen Ideen zu sehr unterdrückt würden. Hinsichtlich der Schröckhischen Kirchengeschichte zum Beispiel gestand er, daß er nur ein einziges Mal einen Versuch mit einem Bande

gemacht, aber darin nicht mehr als einige Blätter zu lesen vermocht habe. Besonders waren ihm große Werke, wenn sie bloß auf das Gedächtniß berechnet waren, zuwider. So äußerte er zum Beispiel, daß es ihm fast unbegreiflich sey, wie Meusel sein bekanntes Werk habe schreiben können, in welchem die Gelehrten gleichsam in Reihe und Glied aufmarschirten. Dagegen liebte Hebel kurz gefaßte, bündige und geistreiche Werke. In diesen las er gern; und mit Hülfe seines eigenen selbstthätigen Geistes wußte er mit leichter Mühe sich überall einzuarbeiten, auf dem gelegten Grunde trefflich selbst fortzubauen, und sich zu einem gründlichen Gelehrten zu bilden.

In allen Theilen der Theologie war er wohl bewandert. Besonders aber besaß er in der Exegese und in der Dogmatik gute Kenntnisse.

Als Philolog verdient er ebenfalls mit Ruhm erwähnt zu werden. Zwar in neueren ausländischen Sprachen waren seine Kenntnisse nicht von Bedeutung; aber im Lateinischen, Griechischen und Hebräischen war er sehr gut bewandert.

In der Philosophie und in der Geschichte war er wohl unterrichtet. Auch in der Physik und Astronomie besaß er gründliche Kenntnisse. Besonders aber in der Naturgeschichte stand er auf einer hohen Stufe.

Als Dichter steht er auf der glänzendsten Höhe. Sein Name leuchtet gleich einem nie erlöschenden Sterne erster Größe, der die Bewunderung aller Herzen verdient. In seiner Art ist er unübertrefflich, und hat bis jetzt keines Gleichen nicht. Besonders als Idyllendichter vereinigt er alles Liebliche und Schöne in sich, und ragt über alle andere Dichter dieser Gattung empor.

Als Redner verdient er gerechtes Lob, und die Vorzüge seiner Predigten werden immer Anerkennung finden.

Besonders auch in seinen Erzählungen für das Volk ist er vortrefflich zu nennen, und sein rheinländischer Hausfreund wird bei der Nachwelt in ehrenvollem Andenken bleiben.

Was er als Lehrer war, fühlen die dankbaren Herzen seiner zahlreichen Schüler. Sein Unterricht war gründlich, und durch seine seltene Lehrgabe in hohem Grade anziehend, und darum segensreich.

Auch bloß als Mensch betrachtet verdient er die hohe Achtung der Mitwelt und Nachwelt. Schon beim Lesen seiner Gedichte, Erzählungen, Reden und Aufsätze muß man inne werden, daß ein Mann, der so innig von dem Gefühle des Wahren, Guten und Schönen durchdrungen war, ein edler Mensch gewesen seyn muß. Sein Herz war fromm und vom

Geiste des christlichen Glaubens durchdrungen. Es gab Augenblicke, wo er sich skeptischen Betrachtungen hingab, oder unter Freunden in Aufstellung und Vertheidigung paradoxer Sätze sich gefiel, aber solche Augenblicke giengen bald vorüber. Sein Gemüth band ihn fest an das Christenthum, in welchem er einen göttlichen Ursprung und die reinste und tiefste Quelle des Trostes und Friedens erkannte. Der Glaube, den er in seinem Gemüthe trug, war der, den er in seinem kurz vor seinem Tode geschriebenen Katechismus aussprach. Dabei hatte er stets ein warmes Gefühl für Menschenwohl. Er war liebreich gegen seinen Nächsten, billig im Urtheil gegen Andere, bescheiden im Bewußtseyn seiner Verdienste, dankbar gegen Menschen, die ihm Gutes gethan hatten, uud durchaus ein Freund der Wahrheit und des Rechts. Auch ein tiefes Gefühl für Freundschaft trug er in seinem Herzen. Am theuersten aber waren und blieben ihm seine Jugendfreunde. Wenn er Verstorbener gedachte, die ihm in jugendlichen Jahren theure Freunde waren, so verkündigte sein Blick und seine Stimme tiefe Rührung; und seine wohlwollende Gesinnung ward auch noch den Kindern derselben zu Theil.

Seine Weltansicht war eine heitere. Sein Grundsatz war: froh zu leben und ruhig zu sterben, die Freuden der Gegenwart zu genießen, und sorglos im Vertrauen auf Gott der Zukunft entgegenzugehen. Aber seine Freude war, wie er sie in einem seiner

rathen abgehalten haben; und später war er in dieser Hinsicht zu bedenklich und zu unentschlossen geworden.

Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich; seine Augen braun und freundlich; seine Stirne hoch; seine Nase etwas gebogen; sein Haar kraus, — früher dunkelbraun, und später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohl gebaut; nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig; seine Haltung aufrecht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt, und gleichgültig hinschlendernd. Unter den Bildnissen, die man von ihm hat, zeichnet sich zwar ein von Müller gezeichnetes und von Lips in Kupfer gestochenes durch Feinheit des Stiches aus, und dieses wurde auch bei der zu Leipzig und Zwickau erschienenen Sammlung der Bildnisse berühmter Leute zum Muster genommen; aber es fehlt dabei an der gehörigen Aehnlichkeit. Dagegen ist Hebels Bild, welches von Agricola gezeichnet wurde, und das schon vor ungefähr zwanzig Jahren in der Müllerischen Hofbuchhandlung zu Karlsruhe im Steindruck erschien, und zuletzt noch von Nehrlich für die Ausgabe seiner Werke in Stein gezeichnet

wurde, völlig getroffen, und Jedem, der ihn im Leben sah, auf den ersten Anblick kenntlich. Eine andere Zeichnung von Agricola, auf welcher Hebel dargestellt ist, wie er einem ihm zur Aufsicht empfohlenen Mädchen eine väterliche Zurechtweisung ertheilt, erschien vor einigen Jahren bei Mansfeld in Wien, und nachher bei Velten in Karlsruhe im Steindrucke, aber hier mit einem aus den allemannischen Gedichten entlehnten unpassenden Verse versehen. Auch diese Zeichnung hat Aehnlichkeit, aber sie stellt ihn in höherem Alter, und darum mit etwas verschiedenen Gesichtszügen dar.

Sein Vermögen, das er, nach Abzug der oben erwähnten bei einem Bankerott verlorenen Summe, noch behielt, bestand in ungefähr 7000 Gulden. Diese Summe wurde unter seine Verwandten zu Hausen und in der jenseitigen Pfalz gesetzmäßig vertheilt. Ein Testament hinterließ er nicht. Früher war es sonst immer ein Lieblingsgedanke von ihm, zwei Stiftungen für die Gemeinde zu Hausen zu machen, die eine für arme Schulkinder zur Anschaffung der ihnen nöthigen Bücher, die andere zur Erquickung alter Männer, denen an jedem Sonntag ein Schoppen Wein im Wirthshause zu Hausen

ttt

unentgeldlich verabreicht werden sollte. Ehe er aber diese Plane ausführte, trat unerwartet der Tod ein.

Nach seinem Tode kaufte die Müllerische Hofbuchhandlung zu Karlsruhe von seinen Verwandten seine hinterlassenen Papiere sammt dem Verlagsrechte für dessen sämmtliche Werke. Diese Papiere, die zum Theil mühsam eingetrieben werden mußten, weil Hebel Manches seinen Freunden mittheilte, ohne eine Abschrift zu behalten, ließ die Buchhandlung durch einen Verein mehrerer sachverständiger Männer durchgehen; und so wurde das, was für würdig zur Aufnahme in die Sammlung seiner Werke erachtet ward, zum Drucke ausgesondert.

Im freundlichen Thale, wo die Wiese strömt, in der Nähe von Schopfheim steht ein Berg, mit alten Eichen bewachsen, welcher eine prächtige Aussicht gewährt, und die Hebelshöhe heißt. Schöne Terrassen wurden von den Bergleuten von Hausen, welche den Sänger, als die Botschaft seines Todes gekommen war, ehren wollten, an diesem Berge erbaut. Hebels Freunde in jener Gegend weihten den Berg sodann feierlich ein, und gaben ihm seinen Namen. Auch in Karlsruhe wurde ein Plan zu einem Denkmal entworfen.

Durch reichliche Beiträge von Freunden Hebels aus verschiedenen Gegenden, und besonders durch die huldvolle Unterstützung des Großherzogs Leopold, des hohen Beförderers alles Guten und Edeln, wird der zu diesem Endzwecke zusammengetretene Verein in den Stand gesetzt werden, dem allemannischen Dichter auch in der Stadt ein Denkmal zu setzen, in welcher er am längsten gelebt, gelehrt und im Segen gewirkt hat.

Inhalt des ersten Bandes.

Allemannische Gedichte.

Für Freunde
ländlicher Natur und Sitten.

Vorrede zur ersten Auflage.

Der Dialekt, in welchem diese Gedichte verfaßt sind, mag ihre Benennung rechtfertigen. Er herrscht in dem Winkel des Rheins zwischen dem Frickthal und ehemaligen Sundgau, und weiterhin in mancherlei Abwandlungen bis an die Vogesen und Alpen und über den Schwarzwald hin in einem großen Theil von Schwaben. Für Freunde ländlicher Natur und Sitten eignet diese Gedichte ihr Inhalt und ihre Manier. Wenn Leser von höherer Bildung sie nicht ganz unbefriedigt aus den Händen legen, und dem Volk das Wahre, Gute und Schöne mit den heimischen und vertrauten Bildern lebendiger und wirksamer in die Seele geht, so ist der Wunsch des Verfassers erreicht.

Leser, die mit der Sprachweise nicht ganz bekannt sind, werden folgende wenige grammatikalische Bemerkungen nicht überflüssig finden. Das u und ü vor einem h, dem wieder ein Vokal folgt, oder folgen sollte, geht in die Triphthongen ueih und üeih über, und diese Form ist also im Metrum immer einsylbig. Z. B. früeih, frühe — Beide Artikel werden meist abgekürzt, tonlos, und in der Aussprache wahre Präfixa des Substantivs oder Suffixa der Präposition. Hie und da schien es unvermeidlich, sie als solche auch in dem Texte auszudrücken. Z. B. Uffeme, auf einem; Anere, an einer. — Der Accusativ des Singulars ist auch bei den Masculinis dem Nominativ gleich, z. B. der Tag, der und den Tag. Der Dativ des Singulars wird bei den Masculinis und Neutris, bisweilen auch Femininis durch die Präposition in bezeichnet. Z. B. im Liecht, imme Liecht, dem, einem Licht; innere (in einer) Frau, einer Frau. — Das absolute Pronomen Ich lautet im Nominativ des Pluralis wie der Dativ des Singulars. Mir; auch Du, häufiger Dir als Ihr. Sich im Neutrum heißt bisweilen Ihns. Aber überall werden die Personalpronomina und das unbestimmte man, wenn sie keinen Nachdruck oder Gegensatz haben, wie der Artikel, abgekürzt und wahre Präfixa oder Suffixa der nächsten Wörter, letztere, wenn alsdann zwei Vokale zusammenkämen mit einem

eingeschobenen n. Sagi, sage ich; Woni, wo ich; Wennd' und Wennde, wenn du; Wemme, wenn man, Sagmer, sage mir; Denkder, denke dir; Bringem, Bringre, bring ihm, ihr; Sägemer, sagen wir; Sägetder, saget ihr; Sie Zeigenis, zeigen uns; Zeigenich, zeigen euch; Zuenis, zu uns; Zuenich, zu euch; Sägene, sage ihnen; Sägider, sage ich dir; Sägi'm, sage ich ihm ꝛc. Indessen sind diese Anhängwörter, um dem Texte nicht ein zu fremdes Ansehen zu geben, auch in ihrer veränderten und abgekürz- Form fast überall getrennt geschrieben, wenn Aussprache oder Deutlichkeit die Verbindung zu erfordern schien.

Das Glossarium am Ende enthält die in den Gedichten vorkommenden Idiotismen und ungewöhnlichen Formen des Dialekts, verglichen mit (Sch) Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi. (Id.) Versuch eines schwäbischen Idiotikon von Schmidt. (Ad.) Adelungs Wörterbuch der hochdeutschen Mundart und andern. Hie und da sind passende Belege aus (Par.) Paraphrasis N. T. Zürch (ohne Jahrzahl) ꝛc. unterlegt worden. Die Absicht des Verfasser war, theils solchen Lesern, die manche Ausdrücke nicht kennen möchten, mit der Erklärung entgegen zu kommen, theils einheimische, die in der Sprache ihrer Landsleute nur eine Entstellung und Miß-

handlung des gutdeutschen Ausdrucks finden, an einzelnen Beispielen auf das Alter und die Ableitung ihrer eigenthümlichen Wörter aufmerksam zu machen. Beide Theile werden es daher gerne verzeihen, wenn jeder von ihnen Manches finden wird, was er schon lange wußte, Manches, was er nicht zu wissen verlangt. Vielleicht findet hie und da auch der Sprachforscher etwas der Aufmerksamkeit werth.

Die Melodieen Nro. 1. 3. 4. verdankt der Verfasser der Freundschaft eines Mannes von sehr gebildetem Geschmack, dem bei Geschäften ernsterer Art auch die Muse der Tonkunst hold ist, Nro. 2. aber der Güte eines Unbekannten.

Sie zündet ihre Strahlen a,
der Chilch-Thurm wärmt si au scho dra,
und wo sie fallen in Berg und Thal,
se rüehrt si 's Leben überal.

Der Storch probiert si Schnabel scho,
„de chaschs perfekt, wie gester no!"
und d'Chemi rauchen au alsgmach;
hörsch 's Mühli-Rad am Erle-Bach,
und wie im dunkle Bueche-Wald
mit schwere Streiche d'Holz-Ax fallt?

Was wandlet dört im Morge-Strahl
mit Tuech und Chorb dur's Matte-Thal?
's sind d'Meidli jung, und flink und froh,
sie bringe weger d'Suppe scho,
und 's Anne Meili vornen a,
es lacht mi scho vo witem a.

Wenn ich der Sunn ihr Büebli wär,
und 's Anne Meili chäm ung'fähr
im Morgeroth, ihm giengi no,
i müeßt vom Himmel abe cho,
und wenn au d'Muetter balge wott,
i chönnts nit lo, verzeih mers Gott!

Vorrede zur vierten Auflage.

Mehrere Freunde der allemannischen Gedichte haben den Wunsch geäußert, in einer neuen Auflage die Lesarten der ersten wieder hergestellt zu sehen. Ich fühle, wie viel in diesem Wunsche Schmeichelhaftes liegt. Er verbürgt mir in einem neuen Beweis das Wohlwollen, mit welchem diese Gedichte bei ihrer ersten Erscheinung aufgenommen worden, und der Aufmerksamkeit, mit welcher das Publikum dieselben fortdauernd beehrt. Was wir lieb haben, gefällt uns am längsten in der Gestalt, in welcher es uns lieb geworden ist. Mit einiger Schüchternheit, und nicht ohne den Versuch einer kurzen Rechtfertigung, gebe ich daher in dieser neuen Auflage den veränderten Text der dritten wieder.

Die neuen Lesarten und größern Umarbeitungen, die in denselben eingeführt sind, entstanden aus dreierlei Rücksichten.

Kaum konnte eine mißbilligende Miene auf die Veränderungen fallen, die ich hie und da versucht habe, um einzelne Härten des Dialekts zu mildern, oder dem Vers, in welchen sich derselbe nicht überall gerne schmiegt, in etwas nachzuhelfen. Sie sind wenig auffallend, und wie ich wünsche, verbessernd. — Eben so wenig können wohl einzelne ältere Lesearten vermißt und zurückgewünscht werden, die, wie Seite 18. Vers 1. oder ebendaselbst Vers 8—11. der ersten Ausgabe, auf ganz lokale Umstände und bereits vorübergegangene Erscheinungen anspielen, und eben deswegen nur für die wenigen Leser an Ort und Stelle Sinn und Interesse haben konnten. — Eine andere Bewandtniß dürfte es mit Verwischungen einzelner Züge und größeren Umarbeitungen der alten Ausgabe haben, die eine dritte Rücksicht veranlaßte. Sie scheinen vielleicht ganz willkührlich und zwecklos zu seyn, sind es aber am wenigsten. Fast nur durch ein Wunder könnte bei aller Vorsicht ein Schriftsteller, der den engen Kreis, aus welchen er seine Gegenstände heraushebt, selber angibt oder verrathet, und das Leben, das sich in ihm bewegt, mit Treue darzustellen sucht, vor dem Unglück verwahrt bleiben, zu treffen, was er nicht treffen wollte. In mehreren Stellen ist mir dieses widerfahren. Personen, die ich nicht kenne, glaubten da und dort sich, ihre Schicksale und persönlichen Eigenheiten angedeutet zu sehen, und

fanden sich dadurch betrübt oder beleidigt. Ich benutze diese Gelegenheit zur öffentlichen Versicherung, daß ich durch das ganze Werklein auf Niemand deuten, Niemand kränken und höhnen wollte. Zugleich aber darf ich von allen übrigen Lesern hoffen, daß sie die Umarbeitung solcher Stellen, wenn auch die Gedichte selbst dadurch verloren hätten, moralisch billigen werden.

Zu dem Allem berechnet der Verleger, der auch seine Meinung mit einzutragen um Erlaubniß bittet, daß um ein gutes mehr Exemplare der veränderten dritten, als bei der ersten Auflage in das größere Publikum gekommen seyen, und es scheint etwas an der Besorgniß desselben zu seyn, daß den Lesern, die diese Gedichte erst aus besagter dritten Auflage kennen, eine zweite zurückgehende Aenderung auffallender und wieder eben so unangenehm werden könnte, als manchen ältern Freunden derselben die erste war.

Vorrede zur fünften Auflage.

Die Verspätung dieser schon längst angekündigten Ausgabe ist größtentheils durch den Uebergang an eine andere Verlagshandlung veranlaßt. Noch andere Hindernisse verlängerten den Aufschub zum Bedauern des Verfassers. Mehrere der neu hinzugekommenen Gedichte sind aus der Iris von Jacobi und dem alsatischen Taschenbuch wieder gesammelt. Ich übergebe sie dem Publikum mit dem Wunsche, daß ihnen eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie den frühern, möge zu Theil werden.

J. P. Hebel.

gspielt und trunke, bis gnueg, und gfluecht, und 's Kätterli ploget,
Mengmol isch er in si gange, wenn 's en mit Thräne
bittet het, und bette. Ne mol se seit er: Jez willi
„Mit der akkordieren, und d'Charte willi verflueche.
„Soll mi der Teufel hole, so bald i eini me arühr!
„Aber ins Wirthshus gangi, sel willi, sel chani nit mide.*)
„Grums und hül, so lang 's der g'fallt, ich cha der nit helfe!" **)
Het er 's Erst nit ghalte, sen isch er im Andere treu gsi.
Woner ins Wirthshus chunnt, se sizt mi dorstige Grüenrock
hinterem Tisch, selb dritt, und müschlet d'Charten, und rüeft em:
„Bisch mer e Cammerad, se chumm, se wemmer eis mache!"
„Ich nitt," seit der Michel, „Bas Margreth, leng mer e Schöppli!"
„Du nit?" seit der Grüen. Chumm numme, bis de di Schoppe

Ausgabe I.

*) Aber ins Wirthshaus gangi, und 's Wirthshus chani nit midi.

**) „Grums und hül, so lang de witt, ich cha der nit helfe!"

„trunke hesch, und 's goht um nüt, mer mache für
Churzwiil!" *)
„He," denkt binem selber der Michel, „wenn es
um nüt goht,
„sel isch io nit g'spielt," und setzt si nebene Grün-
rock. **)
's chunt e Chnab ans Fenster mit lockiger Stirnen,
und rüeft em:
„Meister Michel, uf e Wort! Der Stroße-Wirth
schickt mi."
„Schik en wieder," seit er, „ich weiß scho, was er
im Chopf het! ***)
„Wer spielt us, und was isch Trumpf? und gstoche
das Eckstei!"
Druf und druf! Z'lezt seit der Grüen: „Was bisch
du ne Glückschind!
„Möchtsch nit umme Chrützer mache?" ****) Sell
isch iez eithue,

Ausgabe I.

*) „Trunke hesch, und 's goht um nüt, 's isch ebe für
Churzwiil!"

**) „sell isch io nit g'spielt", und setzt si richtig zum Grüenrock.

***) „Schick en wieder", seit er, „i weiß scho, was er würd
welle.

****) Druf und druf! Z'letzt seit der Grüenrock: „Los, de
spielsch glückli!
Wemmer umme Chrützer mache?" —

denkt der Michel, gspielt isch gspielt, und seit: „Es isch eithue!*)
„Chömmet," rüeft der Chnab, und pöpperlet wieder am Fenster,
„Nummen uf en einzig Wörtli!" — „Los mi ung'heit iez!
„Chrütz im Baum, und Schufle no, und no ne mol Schufle!"
Und so gohts vom Chrützer bis endli zue der Dublone.**)

Wo sie aufstöhn, seit der Grüenrock: „Michel, i cha di
„iez nit zahle. Magsch derfür mi Fingering bhalte,
„bis i en wieder lös. Es sin verborgeni Chräfte
„in dem rothe Carfunkel. O lueg doch, wie ner ein a'blizt!" ***)
's dritmol chlopfts am Fenster: „O Michel, chömmet, wil's Zit isch!"
„Loß en schweze, seit der Grüenrock, wenn er nit goh will!

Ausgabe I.
*) Denkt der Michel, „Gspielt isch gespielt, und Mintwege!" seit er.
**) Und so gohts vom Chrützer bis endli uffe Dublone.
***) „iez nit zahle! Nimm mi Ring, 's cha sy er isch mehr werth!"

„Nimm du do mi Fingerring, und wenn de ke Chrützer
„Geld deheim, und niene hesch, es cha der nit fehle.
„Wenn der Ring am Finger steckt und wenn de in Sack lengsch
„alli Tag emol, se hesch e bairische Thaler.
„Nummen an kem Firtig, i wott der das selber nit rothe.
„Chasch mi witers bruche, so rüef mer nummen! I hör di.
„Heißi nit Bizli Buzli, und hani d'Ohre nit bimer?"

Sieder briegget d'Frau deheim im einseme Stübli.
und list in der Bibel und im verrissene Betbuech,
und der Michel chunnt und schändet: „Findi di wieder
„an dim ewige Betten und dunderschießige Hüle?
„Lueg do, was i gunne ha, ne rothe Charfunkel!"
's Kätterli verschrickt: „O Jesis," seit es, „was siehni!
„'s isch ke guete Schick"! — und sinkt dernieder in Ohmacht.

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chülbene bsuecht er *), und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel dört, und müschlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht sie Frau. Jez muß er zuem Pfarrer,

---

Ausgabe I.
*) goht uf jedi Chülbi,

iez vor Oberamt, und mittem Haschierer im Thurn zue.
Goht er schlimm, se chunnt er ärger, wennem der Bizli
Buzli wieder d'Ohre striicht, und Gallen ins Bluet mischt.

So währts siebe Johr. Emol se bringt en der Buzli
wieder usem Thurn, und „Allo göhn mer ins Wirthshus,
„eb de heim chunnsch mit de Streiche, wo sie der ge hen!
„Was der d'Frau zum Willkumm g'chocht het, wird di nit brenne.*)
„Los, de buursch mi, wenn i dra denk, 's möcht mi versprenge **)
„wie's der goht, und wie der d'Frau di Lebe verbittret.
„So ne Ma, wie du, wo 's Tags sie Thaler verthue cha.

Ausgabe I.

*) „Was der d'Frau zum Willkumm prägler, wird di nit brenne.

**) „Los, de buursch mi, wenn i dra denk, 's möcht ein versprenge,

„Glückli bisch im Spiele, doch no nem leidige Sprüchwort,
„mittem Wibe hesch's nit troffe, chani der sage.
„Wärsch ellei, wie hättsch's so guet, und lebtisch so rüeihig!
„'s pin'get di, me sieht ders an *), und d'Obere schwelle.
„Trink e Schlückli Brenz**), er chüelt der ödde di Jast ab!"

Aber d'Frau deheim, mit z'semmegschlagene Hände
sizt sie uffem Bank, und luegt dur Thränen an Himmel,
„Siebe Johr und siebe Chrütz!" so schluchzget sie endli,
„'s wird mer redli wohr, und Gott im Himmel wells ende!"
Seits und nimmt e Buech und betet in Todesgidanke.

Ausgabe I.

*) 's pin'get di, i sieh ders a, und d'Obere schwelle.

**) Trink e Schlückli Brentewi, er chüelt der di Jast ab!"

Drüber schnellt der Michel d'Thür uf, und fürchterli schnauzt er:
„Hülsch au wieder? Du heschs nöthig, falschi Canali!
„Sur-Chrut choch mer!" 's Kätterli seit: „'s isch niene ke Füür meh."
„Sur-Chrut willi! Lueg, i dreih der 's Messer im Lib um." —
„Lieber hüt, as morn. De bringsch mi untere Bode
„ei Weg wie der ander, und 's Büebli hesch mer scho g'mordet." —
„Di soll der Dunder und 's Wetter in Erdsboden abe verschlage!"
Seit's und zuckt, und sinnlos schwanket 's Kätterli nieder. *)
„O mi bluetig Herz!" so stöhnts no lisli, wo's umfallt. **)
Chumm, o Schuflebueb, do heschmi, schufle mi abe!"
Jez der Michel furt, vom schnelle Schrecken ergriffe,

Ausgabe I.

*) Seits und zuckt, und sinnlos trümmlet 's Kätterli nieder,

**) „O mi bluetig Herz", so stöhnts no lisli im Falle,

lauft ins Feld, der Bode schwankt, und 's rasslet im Nußbaum.
„Bizli Buzli roth mer du!" So rüeft er. Der Buzli,
hinterm Nußbaum stoht er, und chunnt, und frogt en: „Was fehlt der?"
„D'Kätheri hani verstoche, iez roth mer, was i soll mache!" —
„Isch das Alles?" seit der Buzli. „Weger de chasch ein
„doch verschrecken, aß me meint, was Wunder passiert seig!
„Närsch, iez chasch im Land nit blibe, 's möcht e Verdruß ge.
„Isch nit dört der Rhi? Und chumm, ich will di bigleite.
„'s stoht e Schiff am Gstad!" — Iez stige sie ehnen im Sunggäu
frisch ans Land, und quer dur's Feld. Im einseme Wirthhus
brennt e Liecht. „Mer wenn doch luege, wer no do in isch,"
seit der Grüen, „wer weiß, du chasch der d'Grille vertribe!"

Aber im Wirthshus sitze noch spoti nächtligi Gselle,
und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet der die do?
„Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche das Herzli!" —
's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger Stirne *)
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es endet!
O, wie spielsch so söllich ungschickt? G'stoche das Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e Stich macht,
wiederholts der Grüen **), und wirft im Michel e Blick zue.
Drüber warnts uf Zwölfi***). Mit alliwil schlechtere Charte
spielt er allwill schlechter, und zahlt afange mit Chride.

Ausgabe I.

*) 's warnet scho uf Zwölfi. O will mit lockiger Stirne.

**) Buzli.

***) 's schlacht scho Zwölfi us.

Druf hets Zwölfi gschlage. *) Jez lengt er mit g'ringletem Finger
frisch in Sack: „Wer wechslet no ne bairische Thaler?"
Schlechti Münz, Her Michel! Er lengt in glasigi Scherbe,
thut e Schrei, und luegt mit Gruus und Schrecke der Grüen a.
Aber der Buzli leert si Brenntewi-Glåsli und schmazget:
„Michel, chumm iez furt, der Wirth würd wellen ins Bett goh!
„'s chömme hüt viel Gäst, sie hen e lustige Firtig.
„Isch nit Ludwigstag, der fünfezwenzigst Augusti?
„Dreih am Ring, so lang de witt, de bringsch en nit abe!"
O, wie het der Michel g'lost — e lustige Firtig!
O wie het er d'Füeß am Tischbei unte verchlammert!
's hilft nit lang, und thut nit guet. Mit ängstlichem Bebe

Ausgabe I.

*) 's schlacht e Viertel uf Eis.

stoht er uf, und seit ke Wort, und göhn mit enander, *)
vornen a der Grüen, und an de Ferse der Michel,
wie ne Chalb im Metzger folgt zur bluetige Schlachtbank.
Debbe ne Büchseschuß vom Wirthshus stellt en der Buzli.
„Michel, seit er, lueg, es stoht kei Sternli am Himmel!
„Lueg, der Himmel hangt voll Wetter über und über!
„'s goht kei Luft, es schwankt kei Nast, es rüehrt si ke Läubli,
„Und du bisch mer au so still. I glaub, de witt bette, **)
„oder machst der d'Uerthen und isch der's Lebe verleidet? ***)
„Wie de meinsch! Di Wahl isch schlecht, i mueß ders bikenne.

Ausgabe. I.

*) und goht mittem Buzli,

**) De wirsch doch nit bette!

***) Machsch der ebbe d'Uerthe? Gell 's Leben isch der verleidet?

„Se, do hesch e Messer! I ha's am Blotzemer Mert g'chauft!
„Hau der d'Gurgele selber ab, se chost's di ke Trinkgeld!“

* * *

So het der Aetti verzehlt, und mit engbrüstigem Othem
seit druf d'Muetter: *) „Bisch bal ferig? Mach mer die Meidli
„nit so z'förche, 's sin doch nummen erdichtete Mährli!“ —
„Jo, i bi jo ferig!“ erwiedert der Aetti, „dört lit er
„Mit sim Ring im Dorne-Ghürst, wo d'Trostle nit singe.“
Aber d'Marei seit: „O Muetter, wer wird em denn förche!
„Denksch, i merk nit, was er meint, und was er will sage?

Ausgabe I.

*) So verzehlt der Aetti, und mit engbrünstigem Othem seit iez d'Muetter:

„Jo, der Bizli Buzli, das isch die bösi Versuechig.
„Lockt sie nit, und fuehrt sie nit in Sünden und Elend,
„wenn e Mensch nit bette mag, und folgt nit, und schafft nüt!
„Und der lockig Chnab isch gueti Warnig im Gewisse.
„O, i chenn mi Aetti wohl, und sini Gidanke!"

Das Herlein.

Und woni uffem Schnid-Stuehl sitz
für Basseltang, und Liechtspöhn schnitz,
se chunt e Herli wohlgimueth,
und frogt no frei: „Haut's Messer guet?"

Und seit mer frei no Guete Tag!
und woni lueg, und woni sag:
„'s chönnt besser go, und Große Dank!"
se wird mer's Herz uf eimol chrank.

Und uf, und furt enanderno,
und woni lueg, ischs nümme do,
und woni rüef: „Du Herli he!"
so gits mer scho kei Antwort meh.

Und sieder schmeckt mer's Esse nit;
stell umme, was de hesch und witt,
und wenn en Anders schlofe cha,
se höri alli Stunde schla.

und was i schaff, das g'rothet nit,
und alli Schritt und alli Tritt,
se chunnt mim Sinn das Herli für, *)
und was i schwetz, isch hinterfür.

's isch wohr, es het e Gsichtli gha,
's verluegti si en Engel dra,
und 's seit mit so 'me freie Mueth,
so lieb und süeß: „Haut's Messer guet?"

Und leider hani's ghört und gseh,
und sellemols und nümme meh.
Dört ischs an Hag und Hurst verbei,
und witers über Stock und Stei.

Ausgabe I.

*) se chunnt mer ebbe das Herli für.

Wer spöchtet mer mi Herzli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herzli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Mann im Mond.

„Lueg, Müetterli, was isch im Mo'?"
He, siehsch's denn nit, e Ma!
„Jo wegerli, i sieh ne scho.
„Er het e Tschöpli a."

„Was tribt er denn die ganzi Nacht,
„er rüehret jo kei Glied?"
He, siehsch nit, aß er Welle macht?
„Jo, ebe dreiht er d'Wied."

„Wär i, wie er, i blieb dehei,
„und machti d'Welle do."

He, isch er denn us üser Gmei'?
Mer hen scho selber so. *)

Und meinsch, er chönn so, wiener well?
Es wird em, was em g'hört.
Er gieng wol gern — der sufer Gsell
muß schellewerche dört.

„Was het er bosget, Müetterli?
„Wer het en bannt dörthi?"
Me het em gseit der Dieterli,
e Nitnutz isch er gsi.

Ufs Bete het er nit viel gha,
ufs Schaffen o nit viel,
und öbbis muß me triebe ha,
sust het me langi Wil.

Drum, het en öbbe nit der Vogt
zur Strof ins Hüsli gspert,
sen isch er ebe z'Chander g'hockt,
und het d'Butelli g'lert.

Ausgabe I.
*) Mer hen scho gnueg e so.

„Je, Müetterli, wer het em's Geld
„zu so me Lebe ge?
Du Närsch, er het in Hus und Feld
scho selber wüsse z'neh.

Ne mol, es isch e Sunntig gsi,
so stoht er uf vor Tag,
und nimmt e Beil, und tummlet sie,
und lauft in Lieler Schlag.

Er haut die schönste Büechli um,
macht Bohne=Stecke drus,
und treit sie furt, und luegt nit um,
und isch scho fast am Hus.

Und ebe goht er uffem Steg, *)
se ruuscht em öbbis für:
„Jez, Dieter, gohts en andre Weg!
„Jez, Dieter, chumm mit mir!"

Ausgabe I.

*) Und ebe goht er übern Steg,

Und uf und furt, und sider isch
kei Dieter wit und breit.
Dört obe stoht er im Gibüsch
und in der Einsemkeit.

Jez haut er iungi Büechli um;
iez chuchet er in d'Händ;
iez dreiht er d'Wied, und leit sie drum,
und 's Suse het en End.

So gohts dem arme Dieterli; *)
er isch e gstrofte Ma!
„O bhüetis Gott, lieb Müetterli,
„i möchts nit mittem ha!"

Se hüt di vorem böse Ding,
's bringt numme Weh und Ach!
Wenn's Sunntig isch, se bet und sing; **)
am Werchtig schaff di Sach.

Ausgabe I.

*) So gohts im arme Dieterli;

**) Am Sunntig rueih, und bet und sing.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!“
wies eben überal goht.

Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles suser und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!“
mengmol im pröperste Hus.

Und wemme g'chämpft muß ha,
gohts, meini, ehnder no a
im Freie busse, wo d'Sunn o lacht,
und Bluemen und Aehri schwanke,
„Chromet süeßen Anke!"
und d'Sterne flimmere z'Nacht. *)

Und, wenn der Tag verwacht, **)
was isch nit für e Pracht!
Der lieb Gott, meint me, well selber cho,
er seig scho an der Chrischone [1]),
„Chromet grüeni Bohne!"
und chömm iez enanderno.

Und d'Vögeli meine's o,
sie werde so buspet und froh,
und singe: „Her Gott dich loben wir!"

Ausgabe I.

*) Do innen ischs zum Bitrüebe;
„Chromet geli Rüebe!"
Sie hen schier alliwil Nacht.

**) Früeih, wenn der Tag verwacht,

[1]) Alte Kirche auf einem Bergrücken.

und 's glitzeret ebe z'send ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's isch wohr, me verlueget sie schier.

Und faßt e frische Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,*)
sust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe.
„Chromet geli Rüebe!"
Mer bruche ke Zuckerbrod.

Und innewendig am Thor
het Menge d'Umhäng no vor, **)
er schloft no tief, und 's traumt em no. ***)
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!"
se simmer scho alli do. †)

Ausgabe I.

*) Und denkt: Gott meints io guet,
**) se hen sie d'Umhäng no vor,
***) 's isch ebe no Alles still und todt.
†) se sehn sie kei Morgenroth.

Drum merke sies selber schier,
und chömme zuem Pläsier
ufs Land, und hole ne frische Mueth
im Adler und bim Schwane,
„Chromet iungi Hahne!"
und 's schmecktene zimli guet. *)

Und doch meint so ne Her,
er seig weiß Wunder mehr,
und lueget ein numme halber a. **)
Es dunkt mi aber, er irr sie;
„Chromet süeßi Chirsi!"
Mi Hans isch au no e Ma. ***)

Rich sin sie, 's isch kei Frog,
's Geld het nit Platz im Trog.
Mir thuet bym Bluest e Büeßli weh,
bi ihne heißt es: Dublone, †)
„Chromet grüeni Bohne!"
und hen no alliwil meh.

Ausgabe I.

*) üs stünd io d'Stadt wol guet!

**) aß üsers gattigs und bschaut ein nit.

***) mer tuuschte wegerli nit.

†) thuet üser eim e Büeßli weh,
verkause sie Dublone.

Was chost en Immis nit?
's heißt numme: Mul, was witt?
Pastetli, Sträbli, Fleisch und Fisch,
und Törtli und Makrone.
„Chromet grüeni Bohne!"
Der Platz fehlt uffem Tisch.

Und erst der Staat am Lib!
me cha's nit seh vor Chib.
Lueg numme die chospere Junten a!
I wott, sie schenkte mir sie.
„Chromet schwarze Chirsi!"
Sie chönnte mini drum ha. *)

Doch isch eim 's Herz bitrüebt,
se gib em, was em b'liebt,
es schmeckt em nit, und freut en nit;
es goht eim wie de Chranke.
„Chromet süeßen Anke!"
Was thuet me denn dermit?

Ausgabe I.

*) Jo wedelet numme, d'Stroß isch breit,
mit eure Junten! I thätich —
„Chromet zarti Retich!"
i hätt schier gar näumis gseit.

Und het me Chrütz und Harm,
sen isch me ringer arm;
me het nit viel, und bruucht nit viel,
und isch doch sicher vor Diebe,
„Chromet geli Rüebe!“
Z'letzt chunnt men o zum Ziel.

Jo gell, wenn 's Stündli schlacht?
He, io, 's bringt iedi Nacht
e Morgen, und me freut si druf.
Gott het im Himmel Throne,
„Chromet grüeni Bohne!“
Mer wen do das Gäßli uf.

Der Sommerabend.

O, lueg doch, wie isch d'Sunn so müed,
lueg, wie sie d'Heimeth abezieht!
O lueg, wie Stral um Stral verglimmt,
und wie si 's Fazenetli nimmt,
e Wülkli, blau mit roth vermüscht,
und wie sie an der Stirne wüscht.

's isch wohr, sie het au übel Zit,
im Summer gar, der Weg isch wit,
und Arbet findt sie überall, *)
in Hus und Feld, in Berg und Thal.
's will Alles Liecht und Wärmi ha,
und spricht sie um e Segen a.

Ausgabe I.
*) und z'schaffe findt sie überall

Meng Blüemli het sie usstaffiert,
und mit scharmante Farbe ziert,
und mengem Immli z'trinke ge,
und gseit: Hesch gnueg und witt no meh? *)
und 's Chäferli het hinteno
doch au si Tröpfli übercho.

Meng Some-Chöpfli het sie gsprengt,
und 's zitig Sömli use g'lengt.
Hen d'Vögel nit bis z'allerletzt
e Bettles gha, und d'Schnäbel g'wetzt?
Und kein goh hungerig ins Bett,
wo nit si Theil im Chröpfli het.

Und wo am Baum e Chriesi lacht,
se het sie'm rothi Bäckli gmacht;
und wo im Feld en Aehri schwankt,
und wo am Pfohl e Rebe rankt,
se het sie eben abe glengt,
und het's mit Laub und Bluest umhengt.

Ausgabe I.

*) und gfrogt: Hesch gnueg und witt no meh?

Und uf der Bleichi het sie gschaft
hütie und ie us aller Chraft.
Der Bleicher het si selber g'freut,
doch hätt' er nit: Vergelts Gott! gseit.
Und het e Frau ne Wöschli gha,
se het sie trochnet druf und dra.

's isch weger wohr, und überal,
wo d'Sägesen im ganze Thal
dur Gras und Halme gangen isch,
se het sie gheuet froh und frisch.
Es isch e Sach by miner Treu,
am Morge Gras und z'Obe Heu!

Drum isch sie iez so fölli müed,
und bruucht zuem Schlof kei Obe-Lied;
kei Wunder, wenn sie schnuuft und schwitzt.
Lueg wie sie dört uf's Bergli sitzt!
Jez lächlet sie zum letzte mol,
jez seit sie: Schlofet alli wohl!

Und d'unten isch sie! Bhüet di Gott!
Der Guhl, wo uffem Chilchthurn stoht,
het no nit gnueg, er bschaut sie no.

Du Wundervitz, was gaffsch denn so?
Was gilts, sie thuet der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gueti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er si Huet.
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sizt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er trau nit recht.
Chum numme, sie isch nümme do,
's wird Alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Die Mutter am Christ-Abend.

Er schloft, er schloft! Do lit er, wie ne Grof!
Du lieben Engel, was i bitt,
bi Lib und Lebe verwach mer nit,
Gott gunnts mi'm Chind im Schlof! *)

Verwach mer nit, verwachmer nit!
Di Muetter goht mit stillem Tritt,
sie goht mit zartem Muetter-Sinn,
und holt e Baum im Chämmerli d'inn.

Ausgabe I.
*) Gott gits de Siinen im Schlof!

Was henki der denn dra?
Ne schöne Lebkueche-Ma,
ne Gitzeli, ne Mummeli
und Blüemli wiiß und roth und gel,
vom allerfinsté Zucker-Mehl. *)

's isch gnueg, du Muetter-Herz!
Viel Süeß macht nummé Schmerz,
Gieb's sparsem, wie der liebi Gott,
nit all' Tag helset er Zuckerr-Brod. **)

Jez Rümmechrüsliger her,
die allerschönste, woni ha,
's isch nummen au kei Möseli dra.
Wer het sie schöner, wer?

's isch wohr, es isch e Pracht,
was so en Oepfel lacht;

Ausgabe I.

*) Alles vo süessem Zucker-Mehl.

**) er helset nit alli Tag Zucker-Brod.

und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri?
und schöni Sibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tausig, no ne Ruethe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;

doch witt nit anderst, sen ischs der gsund;
's mueß nit sy, wenn d' nit witt.

Und willschs nit anderst ha,
in Gottis Name seig es drum!
Doch Muetter-Lieb isch zart und frumm,
sie windet rothi Bendeli dri,
und macht e Letschli dra.

Jez wär er usstaffiert,
und wie ne Mai-Baum ziert,
und wenn bis früeih der Tag verwacht,
het 's Wienecht-Chindli Alles gmacht.

De nimmschs und dankschs mer's nit;
Drum weisch nit, wer der's git.
Doch machts der numme ne frohe Mueth.
und schmeckts der numme, sen ischs scho guet.

Ausgabe I.

*) de muesch nit, wenn d'nit witt.

Bim Bluest, der Wächter rüeft
scho Oelfi! Wie doch d'Zit verrinnt,
und wie me si vertieft,
wenn 's Herz an-näumis Nahrig findt!

Jez bhütdi Gott der Her!
En andri Cheri mehr!
Der heilig Christ isch hinecht cho,
het Chindes Fleisch und Bluet ag'no;
Wärsch au so brav, wie er!

Der Mähder und der Morge-Stern
stöhn zitli uf, und wache gern,
und was me früeih um Vieri thuet,
das chunnt eim z'Nacht um Nüni guet.

Und d'Vögeli sin au scho do,
sie stimmen ihri Pfifli scho,
und uffem Baum und hinterm Hag
seit eis im andre guete Tag!
Und 's Turtel-Tübli ruukt und lacht,
und 's Betzit-Glöckli isch au verwacht.

„Se helfis Gott, und gebis Gott
„e guete Tag, und bhütis Gott!
„Mer beten um e christlig Herz,
„es chunnt eim wohl in Freud und Schmerz;
„wer christli lebt, het frohe Mueth:
„der lieb Gott stoht für alles guet."

Weisch, Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel suecht? Me seits nit gern!
Er wandlet imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnem lo;
Doch meint si Muetter, 's müeß nit sy,
und thut en wie ne Hüenli i.

und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und Muetterliebi heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
sag Guete Tag, und B'hüetich Gott, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt als Zuckerbrod.
's isch nit viel nutz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles süeß
und liebli mache, thuet em, was es will.
Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß

und menge röthen Oepfel ab der Hurt.*)
e Gufebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drin. Vom zarte Bese-Ris
e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Büebli meisterlos, und meint,
es seig der Her im Hus, se hebt sie d'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weibli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn

Ausgabe. I.
*) Scharmanti rothi Oepfel ab der Hurt!

mit ihre breite Ruse, schüch und fremd?
Und Wi und Caffi schmeckt de doch so guet!.

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüne Wienechtchindli=Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit g'fehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Aber der Hans Jerg lit e lange Weg überen Ofe,
lueget aben und denkt: „Do obe höri's am beste,
„und bi Niemes im Weg." Druf, wo der Aetti si Tuback
gschnitte het, und 's Pfifli gfüllt, se chünt er an Liechtspohn,
und hebt 's Pfifli drunter, und trinkt in gierige Züge,
bis es brennt. Druf druckt er 's Füür mit de Fingeren abe,
und macht 's Deckeli zue. „Se willi denn näumis verzehle,"
seit er, und sitzt nieder, „doch müender ordeli still sy,
aß i nit verstuun, ebs us isch, und du dört obe
pack di vom Ofen abe! Hesch wieder niene ke Platz g'wüßt?
Ischs der z'wohl, und g'lust's di wieder no nem Charfunkel?
Numme ken, wie sell ein gsi isch, woni im Sinn ha. —
's isch e Plätzli näumen, es goht nit Ege no Pflug druf,
Hurst an Hurst scho hundert Joh und giftige Chrüter,
's singt kei Trostle drinn, kei Summervögeli bsuecht sie,
breiti Dosche hüete dört e zeichnete Chörper.

Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt, *)
de freusch di druf, doch in de Dörne hangts.

Was denksch derzue? Zuem Erste sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell die nit so fremd!
Di eigni Müetter selig, tröst sie Gott!
sie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid."

Zuem Zweite sagi das: Es wär nit guet;
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitzrig hangt,

Ausgabe I.
*) und was no schöner in der Zukunft schwebt,

uf eimol in e Suppeschüßli thät,
und stellti's umme: „Iß, so lang de magsch,
„und näumis do isch!" Wärs nit Uhverstand?

Zum Dritte sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. *)
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn ders Gott der Her!

Ausgabe I.

*) und zieht e leeri Hand vall Schrunde z'ruck.

„Tröst di Gott, zieh anderst! Es chönne no besseri drinn sy.
„Hesch e bluetig Herz? „Jo weger!" seits und erschrickt drob. *)—
„Jez zieh no ne mol, 's cha sy, di Heilige chunnt no!"
„Ischs der Schuflebueb?" — „Es wird wol', bschauet en selber!" **) —
„Jo de hesch en! Tröst di Gott! Er schuflet di abe."
So hets im Kätterli traumt, und so hets sel e mol gschlofe.
Stroßwirths Tochter, was hesch denkt, und hesch mer en doch g'no?
Jo, es het io müeßen und gseit: „Ins Here Gotts Name!
„No de siebe Chrüzen und hinterem bluetige Herze
„chunt mi Heilige, wills der Her, und schuflet mi abe."
Z'erst hätt's möge go. Zwor mengmol het no der Michel

Ausgabe I.

*) „Tröst di Gott, zieh anderst, 's cha sy die dritte isch besser!"
„Hesch e bluetig Herz?" — „Jo weger," seit's, und loßt's falle. —

**) „Isch's der Schuflebueb?" — „I weiß nit, bschauet en selber!"

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi.

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?" *)
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passieren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt seit er: „Bini echterst, woni sott?"

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!" *)

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Schäfer seit: „Jo frili, jo!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit. „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne juster cho."

Ausgabe I.

*) „und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!"

Wärsch doch nümme verwacht, wie menge bittere Chummer
hättsch verschlofen, armi Frau, wo diner no wartet!

Jez wirds tägli schlimmer. Uf alle Merte flankiert er,
alli Chülbene bsuecht er *), und wo me ne Wirthshus bitrittet,
z'Nacht um Zwölfi, Vormittag und z'oben um Vieri,
sitzt der Michel dört, und müschlet trüeglichi Charte.
's Chind verwildert, 's Güetli schwindet, Acker um Acker
chunnt an Stab und d'Frau vergoht in bittere Thräne.
Goht er öbbe heim, gits schnödi Reden und Antwort:
„Chunnsch du Lump?" Und so und so. — Mit trunkene Lippe
fluecht der Michel, schlacht sie Frau. Jez muß er zuem Pfarrer,

---

Ausgabe I.
*) goht uf jedi Chülbi,

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen
am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.*)
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und
loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-
Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alli-
wiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge
verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir isch, wenns numme vorbey wär.

**) ziehnt doch d'Läden a, aß der Glast den Auge nit weh thuet.

und iez holet 's Chrüsli und sizet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
isch's der Frieherli gsi in siner Jugeb, das weißt!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet, *)
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Ränftli Brod derzue? Jez ſet und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,

Ausgabe I.

*) Aber schöner as er, isch ken uf der Vor-Chilche gstande,

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no. *)
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht, und 's Heu uf d'Egerte heim-g'füehrt,

Ausgabe I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets nümme wisse z'prestiere,

aber e wüßte Ma zue dem, wie's ken meh in siebe
Here-Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit's Vreneli
endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so
lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen
erlide, *)
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt
eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im
Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle
verleide,"
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi
der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und briege-
get, **)
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor
Wienecht

Ausgabe I.

*) 's Vreneli gscheidt wiene Pfarrer, schön wie der Morge,
ke Magd wär
binem bliebe vo Steffis-Tag bis numme drei Chönig,

**) und die arme Lüt sin gangen, und hen ebbe briegget.

Aber im Wirthshus sitze noch spoti nächtligi
Gselle,
und 's goht vornen a mit Banketieren und Spiele.
„Chrütz isch Trumpf! Und no ne mol! Und chönnet
der die do?
„Gstoche die; und no ne Trumpf! Und — gstoche
das Herzli!" —
's isch scho halber Zwölfi. Will echt mit lockiger
Stirne *)
iez ke Chnab erschine? Nei weger! Michel, es
endet!
O, wie spielsch so föllich ungschickt? G'stoche das
Herzli,
lengt em tief in d'Seel, und alli mol, wenn er e
Stich macht,
wiederholts der Grüen **), und wirft im Michel e
Blick zue.
Drüber warnts uf Zwölfi***). Mit alliwil schlechtere
Charte
spielt er allwill schlechter, und zahlt afange mit
Chride.

Ausgabe I.

*) 's warnet scho uf Zwölfi. O will mit lockiger Stirne.

**) Buzli.

***) 's schlacht scho Zwölfi us.

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi,

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?" *)
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!"
Er rührt si nit, er loßt sie orbeli
passieren ihres Wegs. Verstöhnt der mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt seit er: „Bini echterst, woni sott?"

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's choštet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?“ —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!“ —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern.“

„So schenk e Schöpli Neuen i!“ —
„Do hesch eis!“ het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?“

und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey,
er lośt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?“ *)
Und luegt und lost, und mauet ödde d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!“
Er rührt si nit, er loßt sie orbeli
passieren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt seit er: „Bini echterst, woni sott?“

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?“ —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!“ —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern.“

„So schenk e Schöpli Neuen i!“ —
„Du hesch eis!“ het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?“

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!" *)

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl
„mengmol e Tröpfli Morgethau."

Der Chäfer seit: „Jo frili, io!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch."
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit. „J chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schick der do
„au Bluememehl!" Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho."

Ausgabe I.

*) „und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!"

Wer spöchtet mer mi Herzli us,
wer zeigt mer siner Muetter Hus?
I lauf no, was i laufe cha,
wer weiß, se triffi's doch no a!

I lauf no alli Dörfer us,
i suech und frog vo Hus zu Hus,
und würd mer nit mi Herzli chund,
se würdi ebe nümme g'sund.

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen
am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.*)
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und
loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-
Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alli-
wiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge
verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir isch, wenns numme vorbey
wär.

**) ziehnt doch d'Läden a, aß der Glast den Auge nit weh
thuet.

und iez holet 's Chrüsli und sizet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter nåumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
isch's der Frieherli gsi in siner Juged, das weißt!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet, *)
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chråftige Glieder.
's Meisters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Rånftli Brod derzue? Jez sizet und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,

Ausgabe I.

*) Aber schöner as er, isch ken uf der Vor-Chilche gstande,

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no. *)
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht und 's Heu uf d'Egerte heim-g'füehrt,

Ausgabe I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets nümme wisse z'prestiere,

aber e wüßte Ma zue dem, wie's ken meh in siebe
Here-Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen erlide, *)
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „I will der 's Bettle verleide,"
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und briegget, **)
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht

Ausgabe I.

*) 's Vreneli gscheidt wiene Pfarrer, schön wie der Morge, ke Magd wär
binem bliebe vo Steffis-Tag bis numme drei Chönig,

**) und die arme Lüt sin gangen, und hen ebbe briegget.

Die Marktweiber in der Stadt.

I chumm do us 's Rothshere Hus,
's isch wohr, 's sieht proper us;
doch ischs mer, sie heigen o Müeih und Noth
und allerlei schweri Gidanke,
„Chromet süeßen Anke!"
wies eben überal goht.

Jo weger, me meint, in der Stadt
seig alles sufer und glatt;
die Here sehn eim so lustig us,
und 's Chrütz isch ebe durane,
„Chromet iungi Hahne!"
mengmol im pröperste Hus.

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi,

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und 's glitzeret ebe z'send ane;
„Chromet iungi Hahne!"
's isch wohr, me verlueget sie schier.

Und faßt e frische Mueth,
und denkt: Gott meint is guet,*)
sust hätt der Himmel kei Morgeroth;
er willis nummen o üebe.
„Chromet geli Rüebe!"
Mer bruche ke Zuckerbrod.

Und innewendig am Thor
het Menge d'Umhäng no vor, **)
er schloft no tief, und 's traumt em no. ***)
Und ziehn sie der Umhang fürsi,
„Chromet schwarzi Chirsi!"
se simmer scho alli do. †)

Ausgabe I.

*) Und denkt: Gott meints io guet,

**) se hen sie d'Umhäng no vor,

***) 's isch ebe no Alles still und todt.

†) se sehn sie kei Morgenroth.

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi,

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?“ *)
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!“
Er rührt si nit, er loßt sie ordeli
passieren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt seit er: „Bini echterst, woni sott?“

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge* zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?"

und stoht im Schnee und Rege d'Wienecht do,
se henkt er still im Wienechtchindli-Baum
e schöne Früehlig in der Stuben uf,
und lächlet still, und het si süeßi Freud,
und *Muetterliebi* heißt si schöne Name.

Jo, liebi Seel, und gang vo Hus zue Hus,
sag *Guete Tag*, und *B'hüetich Gott*, und lueg!
Der Wienechtchindli-Baum verrothet bald,
wie alli Müetter sin im ganze Dorf.

Do hangt e Baum, nei lueg me doch und lueg!
In alle Näste nüt als Zuckerbrod.
's isch nit viel nuz. Die het e närschi Freud
an ihrem Büebli, will em Alles süeß
und liebli mache, thuet em, was es will.
Gib Acht, gib Acht, es chunnt e mol e Zit,
se schlacht sie d'Händ no z'semmen überm Chopf,
und seit: „Du gottlos Chind, isch das mi Dank?"
Jo weger, Müetterli, das isch di Dank!

Jez do siehts anderst dri ins Nochbers Hus.
Scharmanti bruni Bire, welschi Nuß

und menge röthen Oepfel ab der Hurt. *)
e Gufebüchsli, doch wills Gott der Her
ke Gufe drin. Vom zarte Bese-Ris
e goldig Rüethli, schlank und nagelneu!
Lueg, so ne Muetter het ihr Chindli lieb!
Lueg, so ne Muetter ziehts verständig uf,
und wird mi Bürstli meisterlos, und meint,
es seig der Her im Hus, se hebt sie d'herzt
der Finger uf, und förcht ihr Büebli nit,
und seit: „Weisch nit, was hinterm Spiegel steckt?"
Und 's Büebli folgt, und wird e brave Chnab.

Jez göhn mer wieder witers um e Hus.
Zwor Chinder gnueg, doch wo me luegt und luegt,
schwankt wit und breit ke Wienechtchindli-Baum.
Chumm, weidli chumm, do blibe mer nit lang!
O Frau, wer het di Muetterherz so g'chüelt?
Verbarmt's di nit, und goht's der nit dur d'Seel,
wie dini Chindli, wie di Fleisch und Bluet
verwildern ohni Pfleg und ohni Zucht,
und hungrig bi den andre Chinde stöhn

Ausgabe. I.
*) Scharmanti rothi Oepfel ab der Hurt!

mit ihre breite Ruse, schüch und fremd?
Und Wi und Caffi schmeckt de doch so guet!.

6.

Doch lueg im vierte Hus, das Gott erbarm,
was hangt am grüene Wienechtchindli-Baum?
Viel stachlig Laub, und näume zwische drinn
ne schrumpfig Oepfeli, ne dürri Nuß!
Sie möcht, und het's nit, nimmt ihr Chind uf d'Schoß,
und wärmt's am Buese, luegets a und briegt;
der Engel stüürt im Chindli Thränen i.
Sel isch nit g'fehlt, 's isch mehr as Marzipan
und Zuckererbsli. Gott im Himmel siehts,
und het us mengem arme Büebli doch
e brave Ma und Vogt und Richter gmacht,
und usem Töchterli ne bravi Frau,
wenns numme nit an Zucht und Warnig fehlt.

Du Wundervitz, wäs gaffsch denn so?
Was gilts, sie thuet der bald derfür,
und zieht e rothen Umhang für!

Sie duuret ein, die gueti Frau,
sie het ihr redli Hus-Chrütz au.
Sie lebt gwiß mittem Ma nit guet,
und chunnt sie heim, nimmt er si Huet.
und was i sag, iez chunnt er bald,
dört sitzt er scho im Fohre-Wald.

Er macht so lang, was tribt er echt?
Me meint schier gar, er trau nit recht.
Chum numme, sie isch nümme do,
's wird Alles sy, se schloft sie scho.
Jez stoht er uf, und luegt ins Thal,
und 's Möhnli grüeßt en überal.

Denkwohl, mer göhn iez au ins Bett,
und wer kei Dorn im G'wisse het,
der bruucht zum Schlofen au kei Lied;
me wird vom Schaffe selber müed;
und öbbe hemmer Schöchli gmacht,
drum gebis Gott e gueti Nacht!

Nooch bi nenander wohne Leid und Freud,
und was der 's Lebe süeß und liebli macht,
und was no schöner in der Ferni schwebt, *)
de freusch di druf, doch in de Dorne hangts.

Was denksch derzue? Zuem Erste sagi so:
Wenn Wermeth in di Freudebecher fließt
und wenn e scharfe Schmerz dur's Lebe zuckt,
verschrick nit drab, und stell die nit so fremd!
Di eigni Müetter selig, tröst sie Gott!
sie het ders Zeichen in der Chindheit ge.
Drum denk: „Es isch e Wienechtchindli-Baum,
nooch bi nenander wohne Freud und Leid."

Zuem Zweite sagi das: Es wär nit guet,
wenns anderst wär. Was us de Dorne luegt,
sieht gar viel gattiger und schöner us,
und 's fürnehmst isch, me het au länger dra.
's wär iust, as wemme Zuckerbrod und Nuß,
und was am Bäumli schön und glitzrig hangt,

Ausgabe I.

*) und was no schöner in der Zukunft schwebt,

uf eimol in e Suppeschüßli thät,
und stellti's umme: „Iß, so lang de magsch,
„und näumis do isch!" Wärs nit Uhverstand?

Zum Dritte sagi: Wemmen in der Welt
will Freude hasche, Vorsicht ghört derzue;
sust lengt me bald in d'Aglen und in Dörn,
und zieht e Hand voll Stich und Schrunde z'ruck. *)
Denn d'Freud hangt in de Dorne. Denk mer dra,
und thue ne wenig gmach! Doch wenn de's hesch,
se loß ders schmecke! Gunn ders Gott der Her!

Ausgabe I.

*) und zieht e leeri Hand voll Schrunde z'ruck.

und isch der Zucker-Beck e Ma,
se mach er so ein, wenn er cha.
Der lieb Gott het en gmacht.

Was hani echt no meh?
Ne Fazenetli wiiß und roth,
und das eis vo de schöne.
O Chind, vor bittre Thräne
biwahr di Gott, biwahr di Gott!

Und was isch meh do inn?
ne Büechli, Chind, 's isch au no di.
I leg der schöni Helgli dri?
und schöni Gibetli sin selber drinn.

Jez chönnti, traui, goh;
es fehlt nüt meh zum Guete —
Potz tausig, no ne Ruethe!
Do isch sie scho, do isch sie scho!

's cha sy, sie freut di nit,
's cha sy, sie haut der 's Büdeli wund;

Und 's wärs au gsi. Doch schlicht e mol mi
Chind
zur Thüren us, und d'Muetter sitzt und spinnt,
und meint, 's seig in der Chuchi, rüeft und goht,
und sieht no iust, wie's uffem Fueßweg stoht.

Und drüber lauft e Ma, voll Wi und Brenz,
vo Chander her ans Chind und überrennt's,
und bis sie 'm helfe will, sen ischs scho hi,
und rüehrt sie nit, — e flösche Bueb ischs gsi,

Jez rüstet sie ne Grab im tiefe Wald,
und deckt ihr Chind, und seit: „I folg der bald!"
Sie setzt si nieder, hüetet's Grab und wacht,
und endli stirbt sie in der nünte Nacht.

Und so verwest der Lib in Luft und Wind.
Doch sitzt der Geist no dört, und hüetet's Chind,
und hütigs Tags, de Trunkene zum Tort,
goht Chand'rer Stroß verbei an selbem Ort.

Und schwankt vo Chander her e trunkne Ma,
se siehts der Geist si'm Gang vo witem a,

und füehrt en abwärts, seig er, wer er sey,
er loßt en um kei Pris am Grab verbei.

Er chunnt vom Weg, er trümmlet hüst und hott,
er bsinnt si: „Bini echterst, woni sott?“ *)
Und luegt und lost, und mauet öbbe d'Chatz,
se meint er, 's chreih e Guhl an sellem Platz.

Er goht druf dar, und über Steg und Bruck
se maut sie eben all'wil witer z'ruck;
und wenn er meint, er seig iez bald dehei,
se stoht er wieder vor der Weserei.

Doch, wandle selli Stroß her nüchteri Lüt,
se seit der Geist: „Ihr thüent mi'm Büebli nüt!“
Er rührt si nit, er loßt sie orbeli
passieren ihres Wegs. Verstöhntder mi?

Ausgabe I.

*) z'letzt seit er: „Bini echterst, woni sott?“

Der Käfer.

Der Chäfer fliegt der Jilge* zue,
es sitzt e schönen Engel dört!
er wirthet gwis mit Bluemesaft,
und 's chostet nit viel, hani g'hört.

Der Engel seit: „Was wär der lieb?" —
„Ne Schöpli Alte hätti gern!" —
Der Engel seit: „Sell cha nit sy,
sie hen en alle trunke fern."

„So schenk e Schöpli Neuen i!" —
„Do hesch eis!" het der Engel gseit.
Der Chäfer trinkt, und 's schmeckt em wohl,
er frogt: „Was isch mi Schuldigkeit?".

Der Engel seit: „He 's chostet nüt:
„Doch richtsch mer gern e Gfallen us,
„weisch was, se nimm das Bluememehl,
„und tragmers dört ins Nochbers Hus!“ *)

„Er het zwor selber, was er bruucht,
„Doch freut's en, und er schickt mer au
„mengmol e Hämpfeli Bluememehl
„mengmol e Tröpfli Morgethau.“

Der Chäfer seit: „Jo frili, jo!
„Vergelts Gott, wenn de z'friede bisch.“
Druf treit er's Mehl ins Nochbers Hus,
wo wieder so en Engel isch.

Er seit. „I chumm vom Nochber her,
„Gott grüeß di, und er schickt der do
„au Bluememehl!“ Der Engel seit:
„De hättsch nit chönne iuster cho.“

Ausgabe I.

*) „und tragmers gschwind ins Nochbers Hus!“

Er ladet ab; der Engel schenkt
e Schöpli guete Neuen i.
Er seit: „De trink eis, wenn de magsch!“ *)
Der Chäfer seit: „Sell cha scho sy!“

Druf fliegt er zue si'm Schätzli heim,
's wohnt in der nöchste Haselhurst.
Es balgt und seit: „Wo blibsch so lang?“
Er seit: „Was chani für mi Durst?“

Jez luegt er's a, und nimmts in Arm, **)
er chüßts, und isch bim Schätzli froh.
Druf leit er si ins Todtebett,
Und seit zuem Schätzli: „Chumm bal no!“

Gell Sepli, 's dunkt di orbeli?
De hesch au so ne lustig Bluet.
Je, so ne Lebe, liebe Fründ,
es isch wohl für e Thierli guet.

---

*) Er seit: „Chumm, trink eis, wenn de magsch!“
**) Jez stoht er uf, er nimmts in Arm,

Der Statthalter von Schopfheim.

Vetter Hans Jerg, 's dunnert, es dunneret ehnen
am Rhi-Strom,
und es git e Wetter! I wott, es zög si vorüber.*)
's chunnt so schwarz, — nei lueget, wie's blizt, und
loset, wie's windet,
wie's im Chemi tost, und der Guhl uffem Chilche-
Thurm gahret!
Helfis Gott! — 's chunnt alliwiil nöcher und alli-
wiil stärcher.
Ziehnt doch d'Läden a, der Glast möcht' d'Auge
verblende, **)

Ausgabe I.

*) und es git e Wetter! Mir isch, wenns numme vorbey wär.

**) ziehnt doch d'Läden a, aß der Glast den Auge nit weh thuet.

und iez holet 's Chrüsli und sitzet do ummen, i willich
us den alte Zite vom Statthalter näumis verzehle.
Friedli het me nem gseit, und het's e seltseme Bueb ge,
isch's der Frieherli gsi in siner Jugeb, das weißt!
Aber schöner as er isch ken dur's Wiesethal g'wandlet, *)
woner no Bure-Chnecht bim alte Statthalter gsi isch.
Chrusi Löckli het er gha und Auge wie Chole,
Backe wie Milch und Bluet und rundi chräftige Glieder.
's Meisters Vreneli het an ihm si eigeni Freud gha,
er am Vreneli au, doch isch er numme der Chnecht gsi.
Nei, wie macht's, und nei, wie schüttets! Bringetder 's Chrüsli
und e Ränftli Brod derzue? Jez sez et und loset!
Vor fünfhundert Johren, i ha's vom Aetti erfahre,
isch e schwere Chrieg und sin Panduren im Land gsi,
Drunter ischs und drüber gange, was me cha sage,

Ausgabe I.

*) Aber schöner as er, isch ken uf der Vor-Chilche gstande,

Rich isch richer worden an Geld, an Matten und Hochmueth,
Arm isch ärmer worden und numme d'Schulde hen zueg'no. *)
Menge brave Ma hets nümme chönne prestiere, **)
het si Sach verloren und Hunger g'litten und bettlet;
Mengi hen si zsemme g'rottet zwische de Berge.
Z'letzt het no der Friede ne Pack Maroden im Land g'lo,
gföhrli Volch mit Schwerd und Büchse, listig und unheim;
's sin bitrüebti Zite gsi, Gott well is biwahre!
Sell mol het e Buur uf der Egerte nieden an Farnau
Hus und Schüre gha und Stiere, 's wärich ke Tropfe
Wasser uffene g'standen, und uf de Matte vo Farnau
bis go Huse Tensch an Tensch und Schmehlen an Schmehle
het der Uehli g'meiht, und 's Heu uf d'Egerte heim-g'füehrt,

Ausgabe I.

*) aber Arm isch ärmer worde, chönnetder denke.

**) Menge brave Ma hets nümme wisse z'prestiere,

aber e wüßte Ma zue dem, wie's ken meh in siebe
Here-Ländere git; im Welschland isch er so worde.
Hätt em der Statthalter z'Schopfe nit's Vreneli endli zur Frau ge,
's Vreneli voll Verstand, und wie der Morge so lieblig,
's hätt's ke Magd im Hus bis Bet-Zit chönnen erlide, *)
und kei Chnecht hätt' zuenem dingt. Es chunnt eim e Bettler,
und me git em ke Brod, se seit me doch öbben im Friede:
„Helfich Gott!" — Er nit! „J will der 's Bettle verleide,"
het er gseit, „und gang, wils Zit isch! Flieh mi der Teufel!"
Und die arme Lüt hen's Gott befohlen, und briegget, **)
Jedem chunnt si Zit! So öbbe ne Wuche vor Wienecht

Ausgabe I.

*) 's Vreneli gscheidt wiene Pfarrer, schön wie der Morge, ke Magd wär
dinem bliebe vo Steffis-Tag bis numme drei Chönig,

**) und die arme Lüt sin gangen, und hen ebbe briegget.

het der Uehli gmetzget, und het er gwurstet bis z'Obe,
het er z'Nacht si Chrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli. *)
„Vreni gang in Cheller," und Vreni leng mer z'trinke!"
het er mehr a's zwenzig mol mit brochener Stimm gseit.
Gsinnet hen sie n emol uf siebe Mos und e Schöpli.

Aber wo meinetder mög sel Zit der Friederli gsi sy?
Debben im Fuetergang? Bi's Meisters Stieren und Rosse' **)
Hender gmeint, io wohl! Scho z' Fasnecht isch er im Meister
us de Hände gwütscht, sust hätt en der Statthalter ghüblet.
Het er näumis bosget, se willi 's nit verrothe;
was gohts mi denn a? Furt isch er! Ueber e Monet

Ausgabe I.

*) het der Uehli gmetzget, und het er der Tag dure gwurstet,
het er z'obe 's Chrüegli g'lüpft bim brotene Ribbli.

**) Debben im Fuetergang, und ödde bi's Statthalters Stiere?

het mer ke Spur meh gha, bis öbben anfangs Aprille
stoht er bi den arme Manne zwische de Berge.
Schön a Wuchs und Gsicht, und fründli gege de Lüte,
muethig wie ne Leu, doch voll verborgener Bsinnig
hen sie 'n alli gern, und sage: „Seig du der Hauptma!
„Was de seisch, das thüemer, und schickis numme, se göhmer,
„hundert füfzig Ma und siebenesiebezig Buebe!"
Und der Friedli seit: „D'Marodi wemmer verfolge.
„Wenn e riche Buur die Arme ploget und schindet,
„wemmer em der Meister zeigen, aß es en Art het,
„bis au wieder Recht und Gsetz und Ordnig im Land isch." *)
Helfis Gott der Her! — Jez rüeft der Hauptma sim Völchli:
„Manne, was fange mer a? I hör, der Uehli het gmetzget.
„'s wär e Site Speck wol us der Bütene z'hole

Ausgabe I.

*) „bis aß wieder Recht und Gsetz und Ordnig ins Land chunnt."

„und e Dozzet Würst. Wie wärs? Doch 's Vreneli
duurt mi.
„Besser ischs, es göhn e Paar, und singen ums
Würstli! *)
„Saget, i löß en grüeßen, er solls im Friede ver-
zehre,
„und mer vo der Sau doch au e Müesterli schicke.
„Hemmer nit menge Hirz us sine Gärte ver-
stheuchet?
„Hemmer uf sine Matte ne Habermark-Störzli
vertrette
„Oder e Bäumli gschüttelt? Isch sine Chnechten
und Buebe
„nummen au so viel gscheh? Sie hen doch g'hüetet
und g'wässert
„z'Nacht um Eis, und frueih vor Tag; sie chönne
nit chlage.
„Leget em's ordlig ans Herz, i wünschich guetj
Verrichtig!"
Seits und 's göhn drei Bueben, und chömme mit
Säcke zuem Uehli.
„Guten Obe!" — „Dunderschieß! Was hender
was wender?" —

Ausgabe I.
*) „Göhnt e Stücker drei, 's isch besser, singet ums
Würstli!

„He, mer chômme do abe vom Sattel-Hof. Zeiget, wie finder!
„So het ûse Meister gseit, so sagemer wieder."
Schlimmer Wis isch, wo sie cho sin, 's Vreneli nâumi
dusse gsi, doch d'Chnecht sin uffem Ofe-Bank glege,
und der Uehli, voll Wi, git grobi Reden und Antwort.
„Saget euerm Meister, — (es isch mit Ehre nit z'melde),
„Meister hi und Meister her, und wer isch der Meister? *)
„'s lauft so Waar iez gnueg im Land, wo bettlen und stehle,
„Schere-Schlifer, Hafe-Binder, alti Soldate,
„Säge-Fiiler, Zeinemacher, anderi Strolche.
„Wemmen alle wott[illegible]e, me mueßt no mittene laufe.
„Packetich, iez isch's hochi Zit!" — „He io, der Gottswille!
„Nummene Hämpfeli Mehl, und nummen au so ne Würstli!" —

Ausgabe I.

*) „Was gheit mi eue Meister, und he, wer isch eue Meister?

„Wart du Siebe-Chetzer, e Ribbe-Stückli wird guet
sy! *)
„Jobbi, gang an d'Stud, und leng mer der Fare-
schwanz abe!
„Wenderich packe iez gli, i frog, ihr luftige
Strolche!" —
Jo, sie hen si packt, doch hinterne schliche vom Ofe
d'Chnecht zur Thüren us, und suche 's Vreneli
busse.
„Meisterne, iez ischs gfehlt, iez Meisterne helfet
und rothet!
„Das und das isch gscheh, sie hen's nit an is
verdienet. **)
„Hemmer 's Wasser g'chert, und hemmer de Hirze
g'hütet
„z'Nacht um Eis, und frueih vor Tag, mer chönne
nit chlage,
„luntereri, sie hennis ghulfe, gell aber, Jobbi?
„Aber chömmemer wieder, se werde sie anderster
rede."
's Vreneli lost und lost, es macht bidenklichi Mine;

Ausgabe I.

*) „Wart du Siebe-Chetzer, e Ribbe-Stückli isch besser!

**) Das und das isch gscheh, und weger sie hens nit verdienet.

's Vreneli bindet d'Chappen, und schüttlet 's Mai-
länder Halstuech,
's Vreneli chnüpft am Fürtuech-Bendel — „Sepli,
spann's Roß a,
„und e Welle Strau, hesch ghört, und loß mer
der Meister
„nüt eninne werden, und gang ein d'Farnauer
Stroß uf,
„lueg, ob Alles sicher isch, und niene ke Volch
stoht!"
Sieder chömme d'Buebe mit leere Säcke zuem
Friedli.
Tausig Sapermost, wie sin em d'Flammen ins
Gsicht cho!
Wo ner sie frogt: „Was hender?" und wo sie 'm
dütliche Bricht gen:
„Nüt, und wüssetder was? Göhnt ihr enandermol
selber!
„'s isch em Uehli z'heiß, der sollet cho, go nem
blose!" —
„'s isch e Wort, i gang!" seit iez der Hauptma
und funklet, *)

Ausgabe I.

*) „Blibts derbi, i gang," seit der Friedli und funklet.

„'s soll ihn nit lang brenne, 's isch chüel im Farnauer Chilchhof!
„Uehli, du hesch 's letzt im Räf, sel chani der sage!"
Seits, und pfift in Wald, und gschwinder as me ne Hand chert,
pfifts vo Wald zue Wald an allen Enden und Orte,
und es lauft derher von allen Orten und Ende.
„Allo frisch, bergab! Der Egerten-Uehli het gmetzget, *)
„'s goht in eim iez hi, mer metzge hinecht der Uehli!
„'s duuret mi frili si Frau, 's wird uding ab is verschrecke." **)
Jez chunnts schwarz bergab, wohl über Studen und Hecke,
nebe Reibbech aben ins Tanners Wald, und vo dörtweg
rechts und links ins Farnauer Holz, was gischmer, was hesch mer!

Ausgabe I.

*) „Allo, frisch, bergab! Der Uhli het hüt gmetzget,

**) „'s Vreneli duuret mi wohl, 's wird frili uding verschrecke."

D'Wälder fahre mit Schlitte voll Spöh' der Wiese no abe,
sehns und huure nieder am Steine-Brückli und bette:
„Alli guete Geister!" und „Heilige Muetter Gottis!"
Aber wo der Hauptma bi Farnau usen an Wald chunnt,
düsslet er: „Buebe z'ruck! I hör e Wägeli fahre!
„'s chönnt d'Faktorene sy, sie isch die Nemtig go Basel,
„und der müent si nit verschrecke, lönt mi ellei goh!" *)
Seits, und wiener chunnt, wütschts übers Wägeli abe,
und goht uffen dar, und lueget em freündlig in d'Auge.
„Friedli, bischs?" — „Ich mein's emol!" — „Se bis mer Gottwilche
„unterm freie Himmel und unter● liebe Sterne!
„Gell, i darf di duze? Was wirsch doch nummen au denkt ha
„ob mim trutzige Ma und sine trutzige Rede.
„Lueg, i cha nit derfür, wo's z'spot isch, seit mers der Sepli

Ausgabe I.
*) „und der müent sie nit verschrecke, doch willi luege:

„bussen am Wasserstei. Es wär sust anderster
gange. *)
„O, de glaubsch nit, wieni g'stroft bi. Besseri Zite
„hani g'lebt ins Vaters Hus. Jez sin sie vor-
über. **)
„Chumm, do bringi der näumis, e Säckli voll
dürri Chriesi,
„schöni Gumpist-Oepfel, und au e Bizzeli Geis-
Chäs,
„do ne Säckli Haber-Mehl und do no ne par
Würstli,
„und e Logel voll Wi, gib ächtig, aß es nit
gäutschet,
„'s isch kei Bunte druf, und au ne Rölleli Tubak.
„Chumm e wenig absitz, bis do die Wälder vorbi sin,
„und bis ordli, hesch g'hört, und nimm di Gwissen
in Obacht." ***)
Aber der Fri[illegible] schwört: „Bi Gott, der Uehli
mueß sterbe!

Ausgabe I.

*) „Lueg, i cha nit derfür, i bi am Wasserstei gstande;
„wäri in der Stube gsi, 's wär anderster gange.

**) „O de glaubsch nit, wieni gstroft bi, doch i will schwige.

***) „Gang e wenig absits, bis do die Wälder verbei sin,
„und bis ordli, zeig wie, und lad mer nüt uf di Gwisse!

„'s isch nit Gnad!" — Doch 's Vreneli seit: „Jez los mer e Wort:
„Gschwore hesch, und io, wenns Zit isch, sterbe mer alli,
„und der Uehli au, doch loß du lebe, was Gott will,
„und denk an di selber und an die chünftige Zit*).
„So blibsch nit wie de bisch, und so ne Lebe verleidet.
„Bisch nit im Land deheim, und hesch nit Vater und Muetter?
„Debbe möchtsch au heim, den erbsch en orbeli Güetli
„in der Langenau, und gfallt der e Meidli, de hättschs gern,
„ischs bim Aetti nit Nei, de chasch no Stabhalter werde.
„Nimm, wie müeßts der werden, an so ne Missethat z'denke, **)
„und mi 's Here Stab mit bluetige Hände z'regiere!

Ausgabe I.

*) „und denk an die selber und au e wenig ans Chünftig!

**) „Nimm, wie mürßt's der sy, an so ne Missethat z'denke,

„Halts im Uehli z'guet! Si Grobheit nimm für en Ehr uf,
„'s isch zwor keine gsi, doch denk au, aß er mi Ma isch!
„Schlachts nit z'Schopfen Delsi! 's isch Zit, se sag mer, witt folge?" *)
Aber der Friederli stoht, er stoht in schwere Gidanke,
und het d'Auge voll Wasser, und möcht gern schwetzen, und cha nit.
Endli briecht em's Herz. „Nu io denn, wenn d'mer e Schmutz gisch!
„Bhüetdi Gott der Her, und io, i will mi bikehre.
„Buebe, iez packet uf, mer wen im Friede verlieb neh! **)
„Söhnt e Paar uf d'Möhr und schießet näumen e Hirzli!"
Seits, und goht in Wald, und lueget an Himmel und briegget,
bis si d'Sternen ins Morge-Liecht tunken und drinn verlösche.

Ausgabe I.

*) „Schlachts nit z'Schopfen Delsi! 's isch Zit, se sag numme: Io denn!"

**) „Bhütdi Gott der Her, und io i will anderst werde!
„Buebe, iez packet uf. 's git hinecht nüt me z'verdiene!

Endli goht er au, doch luege mengmol enander
d'Mannen a, und sage: „Was fehlt doch echterst
im Hauptma?"
Aber 's Statthalters Tochter lit iez bim Uehli und
stoßt en:
„Schnarchle mer doch nicht so! Me cha io nit nebe
der schlofe!"
Und der Uehli zuckt und streckt sie: „Vreni, wie isch
mer?" —
„He, wie wird's der sy?" — „I ha ne bluetige
Traum gha.
„Vreni, 's goht nit guet, i ha mi selber seh metzge.
„Hen sie mi nit verstochen, und in der Bütlene
brüeihet,
„mittem Messer gschabt? De glaubsch nit, wie's
mer so weh thuet!"
Aber 's Vreneli seit: „He, 's macht nüt. Chunnt
der nit mengmol
öbbis für? Jez isch es d'Sau, drum hesch di seh
metzge." *)
Aber 's Uehli's Schlof isch us und schweri Gidanke

Ausgabe I.

*) Aber 's Vreneli seit: „He 's macht nüt, d'Sau isch der
fürcho,
„Wie's der öbbe goht, drum hesch di selber seh metzge."

chämpfe bis an Tag mit sine zerrüttete Sinne,
bis er 's Chaffi trinkt, bis 's Vreneli Suppen ischnidet,
bis en alte Ma verzagt zur Stube-Thür itritt:
„Chümmi, Reckholder-Beri! Will Nieme nüt chrome do inne?" —
„Nei, der löset nüt!" — „Drum ischs mer au nit ums Löse!
„Chönnti, Meister Uehli, mit euch e wengeli rede?
„Isch das eui Frau, se mag sie's hören, es schadt nüt. *)
„Rechte fahri selb feuft mit Waar der Wiese no abe,
„i, mi Rößli, mi Bueb, und 's Richertli's Rößli und Matthis.
„Womer an Farnau chömme, se stohts voll Mannen und Buebe
„links im Wald, und an der Stroß e luftige Kerli.
„'s stoht e Wibsbild binem, es mag e suferi gsi sy,
„wenni's unter Hundert sieh, se willi's erchenne,
„het der Mond nit gschienen, und hani d'Auge nit bimer?

Ausgabe I.

*) „Meister Uhli i ha mit euch e wengeli z'rede,
„isch das eui Frau, se cha sie's mintwege höre.

„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli
müeß sterbe!
„Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers chänni nüt sage;
„Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's
Wegs furt. *)
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was
guet isch." —
Wie het 's Vreneli glost!' Doch bhaltet's verstän-
digi Bsinnig. **)
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen
um Brenz gsi?
Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohn-
macht,
d'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom
Schwarze,
d'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und
chölschblau ***)
isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit
z'helfe. †)

Ausgabe I.

*) „stoh bliben isch nit guet, me lost und goht siner Wege.

**) 's Vreneli's Schrecke bildi mer i, doch bhaltets si
Bsinnig:

***) und e Spanne lang hangt d'Zungen usen und chölschblau

†) holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's will nit viel helfe.

Friedli, du hesch d'Wohret gseit, der Uehli mueß
sterbe.
Vormittag ischs so, und Nomittag ischs anderst.
Schwetze lehrt er nümmen, und siechet ebe so ane,
bis am dritte Tag; uf ei mol schnappt er, und
endet; [1])
und am Zistig d'ruf, se singt's haupthöchlige: „Mitten
wir im Leben sind" — d'Stroß uf zum Farnauer Chilch-Hof.
Furt treit hen sie en, sell isch gwiß, doch heißt es, en Andre
heig en gholt, und 's gang zue Ziten e bluetige
Eber.
Göhntder z'Nacht vom Bergwerch heim, und hentder uf d'Site
gladen, und der sehnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg. Es isch der Egerten-Uehli. *)
Sehnt der nüt, sen isch ers nit. I ha nen no nie
gseh.

Ausgabe I.

[1]) Diese Zeile fehlt in der Arauer Ausgabe.

*) gladen, und es chunnt en Eber mit bluetige Wunde,
göhnt em still usweg, und denket: Du bisch der Uehli!

Aber wer wird iez mit Zuespruch 's Breneli tröste?
Groß isch 's Leid iust nit., und siebe Woche no Pfingste
rüeft me 's wieder us. Mit wem? Der werdet nit froge.
Grüseli het der Vater gmacht, und gschworen: „I lid's nit! *)
„So ne vertlaufene Burst mit miner liibliche Tochter,
„Mit mi'm Fleisch und Bluet? I führ di selber ins Zuchthus."
Aber was ischs gsi? — Es isch die einzige Tochter,
und isch Frau für ihns, und mag er rothen und warne, **)
muß ers ebe lo gscheh, — doch hets em nümmen ins Hus dörft,
hets au nümme bitrette, bis no Micheli sie Vater
z'Wil dur d'Wiese ritet, er het e Wage voll Wi chauft.
Groß isch's Wasser gsi, und finster, wo sie derdur sin,

Ausgabe I.

*) Grüseli het der Statthalter gmacht, und gmeint, es müeß nit sy.

**) und isch Frau für ihns, und will er wohl oder übel,

und chunnt usem Weg, und 's tribt en aben und abe
bis er abem Scholi fallt und nümmen ans G'stad chunnt.
An der Schore-Bruck dört hen sie 'n mornderigs gfunde. *)

Aber iez zieht üser Paar im Friede go Schopfe
und nimmt B'sitz vo Hus und Guet; der Friedli wird Burger,
füehrt si ordelig uf, er cha guet lesen und schribe, —
Helfis Gott! — und stigt nootno zue Würden und Ehre.
Wer wird Chilche-Lueger, und wer wird Weibel, und wer stoht
bald am Rothhus-Fenster und lächlet güetig, wenn ôbbe
mittem Huet in der Hand, e Langenauer verbei goht? **)

Ausgabe I.

*) z'Basel uffem Chorn-Mert goht, und unter e Rad chunnt.
Schopfe het er nümme gseh, sie hen en z'Elsbethe
ohni Gsang in d'Erde gleit, wie's z'Basel der Bruuch isch.

**) Wer wird Chilche-Lueger? Wer streckt-n sammeten Ermel
usem Rothhus-Fenster, wenn Langenauer verbei göhn?

Isch's nit mi Her Frider mit siner lockige Stirne? —
Nei, wie machts, und nei, wie schüttets, loset doch numme,
fangt's nit vornen a? — Z'letzt sage d'Burger: „Der Hügli
„cha io nit Gschriebes lese, wie chaner denn Statthalter blibe?
„'s wär für Ihn, Her Frieder, und Er mueß d'Burger regiere. *)
„Er isch e brave Ma, in alle Stücke biwandert,
„und sie Frau, Statthalters Bluet, mit Tugend bihaftet,
„isch die gueti Stund, und gscheit, no gscheiter as Er schier.
„Sager nit lang Nei, 's nuzt nüt, mer lön is nit b'richte."
„Nu, se sagi Jo, 's regiere chunnt mit nit suur a." **)
Dreimol chlöpft der Hurlibaus — nei loset wie's schüttet,
lueget, wie's dur d'Chlimse blitzt! — Im Pflueg und im Engel

Ausgabe I.

*) „Er Her Frieder schickt si, und Er mueß es werde!

**) „Sageris nit Nei, 's nuzt nüt, mer nehme kei Bericht a!" —

hen sie tanzt bis tief in d'Nacht, und gessen und trunke.
Wohr ischs, e bràvere Ma hätt d'Stadt nit chönnen erchise,
und im Vreneli gunni 's au. In d'Schopfemer Chilche
het er en Orgle gschafft, vor sine Ziten isch nüt gsi
(z'Huse stoht sie no); d'Marodi het er vertriebe,
und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet. *)
Aber si Frau und er, sie hen in Frieden und Liebi
mit enander g'lebt, und Guets an Armen erwiese,
so, und 's isch em e Muetter zue siebe Chindere worde.
Helfis Gott! — und 's stammt von ihnen im Schopfemer Chilchspiel
mengi Famili her, und blüeiht in Richthum und Ehre.
Helfis Gott, und b'hüetis Gott! Ins Here Gotts-Name!
das het gchlöpft, und das het gmacht, 's isch weger e Schlag gsi!

Ausgabe I.

*) und uf d'Burger Obsicht treit, und g'rothen und g'warnet.

Mengi Famili, i sagi — die wenigste wüsse's meh
selber.
Wer sie sin, und wie sie heiße, das willi iez sage.
Zwor isch 's Chrüegli leer — nei loset, was git's
uf der Gaß duß?
Vetter Hans Jerg, 's stürmt! Fürio! 's lauft Alles
der Drau zue.

Der Schreinergesell.

Mi Hamberch hätti g'lehrt, so so, la la,
doch stoht mer 's Trinke gar viel besser a,
as 's Schaffe, sel bikenni frei und frank,
der Rucke bricht me schier am Hobelbank.

Drum het mer d'Muetter mengmol prophezeit:
„Du chunnsch ke Meister über wit und breit!"
Z'letzt hani's selber glaubt, und denkt: Ischs so,
wie wirds mer echterst in der Fremdi go?

Wie ischs mer gange? Numme z'guet! I ha
in wenig Wuche siebe Meister gha.
O Müetterli, wie falsch hesch prophezeit:
I chömm kei Meister über, hesch mer gseit.

„So viel hani ghört: 's isch gfluecht, der Uehli mueß sterbe!
„Woni neben abe gang, se seit ers zuem Wibsbild.
„Witers weiß i nüt, und witers channi nüt sage;
„Warten isch nit guet, me lost, und wandlet si's Wegs furt. *)
„Bhüetich Gott, i gang, und thüent iez selber, was guet isch." —
Wie het 's Breneli glost! Doch bhaltet's verständigi Bsinnig. **)
„Hesch en denn nit gmerkt, es isch em nummen um Brenz gsi?
Aber 's Uehlis G'hör isch weg, er lit in der Ohnmacht,
d'Auge stöhn verchehrt, me sieht fast nüt meh vom Schwarze,
d'Zungen isch em glähmt, sie lueget vor usen, und chölschblau ***)
isch er bis an Hals. Me holt der Meister vo Hage,
holt vo Zell der Doktor-Friedli, 's isch em nit z'helfe. †)

Ausgabe I.

*) „stoh bliben isch nit guet, me lost und goht siner Wege.

**) 's Vreneli's Schrecke bildi mer i, doch bhaltets si Bsinnig:

***) und e Spanne lang hangt d'Zungen usen und chölschblau

†) holt vo Zell der Dokter-Friedli, 's will nit viel helfe.

„Und bisch nit rich an Gülte,
„und bisch nit rich an Gold,
„en ehrli G'müeth isch über Geld,
„und schaffe chasch in Hus und Feld,
in Hus und Feld,
„und weg, i bi der hold!"

O Vreneli, was seisch mer,
o Vreneli, ischs so?
De hesch mi usem Fegfüür g'holt,
und länger hätti 's nümme tolt,
nei nümme tolt.
Ja, frili willi, jo!

Der Winter.

Isch echt do obe Bauwele feil?
Sie schütten eim e redli Theil
in d'Gärten aben und ufs Hus;
es schneit doch au, es isch e Gruus;
und 's hangt no menge Wage voll
am Himmel abe, merki wohl.

Und wo ne Ma vo witem lauft,
se het er vo der Bauwele gchauft;
er treit sie uf der Achsle no,
und uffem Huet, und lauft dervo.
Was laufsch denn so, du närsche Ma?
De wirsch sie doch nit gstohle ha?

Und Gärten ab, und Gärten uf,
hen alli Scheie Chäpli uf.
Si stöhn wie großi Here do;

sie meine, 's heigs fust Niemes so.
Der Nußbaum het doch au si Sach,
und 's Here Hus und 's Chilche-Dach.

Und wo me luegt, isch Schnee und Schnee,
me sieht ke Stroß und Fueß-Weg meh.
Meng Some-Chörnli, chlei und zart,
lit unterm Bode wohl verwahrt,
und schnei's, so lang es schneie mag,
es wartet uf si Ostertag.

Meng Summer-Vögli schöner Art
lit unterm Bode wohl verwahrt;
es het kei Chummer und kei Chlag,
und wartet uf si Ostertag;
und gangs au lang, er chunnt emol,
und sieder schlofts, und 's isch em wohl.

Doch wenn im Früehlig 's Schwälmli singt,
und d'Sunne-Wärmi abedringt,
Potz tausig, wacht's in jedem Grab,
Und streift sie Todte-Hemdli ab.
Wo nummen au ne Löchli isch,
schliest 's Leben use iung und frisch. —

Do fliegt e hungrig Spätzli her!
e Brösli Brod wär si Begehr.
Es luegt ein so erbärmli a;
's hei sieder nechte nüt mehr gha.
Gell Bürstli, sell isch andri Zit,
wenn 's Chorn in alle Fyre lit?

Do hesch! Loß andern au dervo!
Bisch hungerig, chasch wieder cho! —
's mueß wohr sy, wie 's e Sprüchli git:
„Sie seihe nit, und ernde nit;
„sie hen kei Pflueg und hen kei Joch,
„und Gott im Himmel nährt sie doch.

Das Habermuß.

’s Haber-Mueß wär ferig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer Achtig.*)
aß nit eim am rueßige Tüpfi ’s Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D’Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fure
gseiht mit flißiger Hand und abg’eget im Früeih-Johr. **)

Ausgabe I.

*) Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.

**) G’seiht het der Aetti der Haber, und abe g’eget im Früeih-Johr.

Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme, Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli, *)
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlöfli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe, **)

Ausgabe I.

*) und der himmlisch Vater het gseit: „Jez chasch wieder heim goh,
„aß es wachst und zitig wird, für sel willi sorge!"
Denket numme Chinder, es schloft in jedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli, 's thuet numme au kei Schnüefli,

**) und schlieft us de Windle, bohrt mittem Würzeli abe,

Das Habermuß.

'S Haber-Mueß wär ferig, se chömmet ihr Chinder und esset!
Betet: Aller Augen — und gent mer Achtig.*)
aß nit eim am rueßige Tüpfi 's Ermeli schwarz wird.

Esset denn, und segnichs Gott, und wachset und trüeihet!
D'Haber-Chörnli het der Aetti zwische de Fure
gseiht mit flißiger Hand und abg'eget im Früeih-Johr. **)

Ausgabe I.

*) Betet: Aller Augen — und gent mer ordeli Achtig.

**) G'seiht het der Aetti der Haber, und abe g'eget im Früeih-Johr.

Aß es gwachsen isch und zitig worde, für sel cha
euen Aetti nüt, sel thuet der Vater im Himmel.
Denket numme, Chinder, es schloft im mehlige Chörnli
chlei und zart e Chiimli, das Chiimli thuetich ke Schnüfli, *)
nei, es schloft, und seit kei Wort, und ißt nit und trinkt nit,
bis es in de Fure lit, im luckere Bode.
Aber in de Furen und in der füechtige Wärmi
wacht es heimli uf us sim verschwiegene Schlößli,
streckt die zarte Gliedli, und suget am saftige Chörnli,
wie ne Muetter-Chind, 's isch Alles, aß es nit briegget.
Siederie wirds größer, und heimli schöner und stärcher,
und schlieft us de Windlen, es streckt e Würzeli abe, **)

Ausgabe I.

*) und der himmlisch Vater het gseit: „Jez chasch wieder heim goh,
„aß es wachst und zitig wird, für sel willi sorge!“
Denket numme Chinder, es schloft in jedwedem Chörnli
chlei und zart e Chiimli, 's thuet numme au kei Schnüefli,

**) und schlieft us de Windle, bohrt mittem Würzeli abe,

tiefer aben in Grund, und sucht si Nahrig und find't sie.
Jo und 's stichts der Wundervitz, 's möcht nummen au wisse,
wie 's denn witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem *)
güggelet's zum Boden us, — Potz tausig, wie gfallts em!
Uise lieber Hergott, er schickt en Engeli abe:
„Bringem e Tröpfli Thau, und sag em fründli Gottwilche!"
Und es trinkt, und 's schmecktem wohl, und 's streckt si gar sölli.
Sieder strehlt si d'Sunnen, und wenn sie gwäschen und gstrehlt isch,
chunnt sie mit der Strickete füre hinter de Berge,
wandlet ihre Weg hoch an der himmlische Land-Stroß,
strickt und lueget aben, as wie ne fründligi Muetter
no de Chindlene luegt. Sie lächlet gegenem Chiimli,
und es thuet em wohl, bis tief ins Würzeli abe.
„So ne tolli Frau, und doch so güetig und fründli!"

Ausgabe I.

*) Jo und 's stichts der Wundervitz, es möcht doch gern wisse,
Wie's au witer oben isch. Gar heimlig und furchtsem

Aber was sie strickt? He, Gwülch us himmlische Düfte!
's tröpflet scho, ne Sprützerli chunnt, druf regnets gar sölli.
's Chiimli trinkt bis gnueg; druf weiht e Lüftli und trochnet's,
und es seit: „Jez gangi nümmen untere Bode,
um ke Pris! Do blibi, geb, was no us mer will werde!"

Esset, Chindli, gsegn' es Gott! und wachset und trüeihet!
's wartet herbi Zit ufs Chimli. Wulken an Wulke
stöhn am Himmel Tag und Nacht, und d'Sunne verbirgt si.
Uf de Berge schneits, und witer niede hurniglet's.
Schocheli schoch, wie schnatteret iez und briegget mi Chiimli,
und der Boden isch zue, und 's het gar chündigi Nahrig.
„Isch denn d'Sunne gstorbe, seit es, aß sie nit cho will?
„oder förcht sie au, es frier' sie? Wäri doch bliebe,

„won gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi.“
Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe!“
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser, *)
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Bluest, und grüenet der Pflum-Baum;

Ausgabe. I.
*) Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und chunnt wieder besser,

nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!"
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schliest en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer an ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gär sölli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankigen Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im Chilch-Stuehl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im Stille,
und mi Haber merkt afange, was es will werde.
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie chömme z'Stubete zue'nem,
luege, was er macht, und singen: Eie Popeie!

„won gsi bi, still und chlei im mehlige Chörnli,
„und deheim im Boden und in der füechtige Wärmi.“
Lueget, Chinder, so gohts! Der werdet au no so sage,
wenn der use chömmet, und unter fremde Lüte
schaffe müent und reble, und Brod und Plunder verdiene:
„Wäri doch deheim bi'm Müetterli, hinterem Ofe!“
Tröstich Gott! 's nimmt au en End, und öbbe wirds besser, *)
wie's im Chiimli gangen isch. Am heitere Mai-Tag
weihts so lau, und d'Sunne stigt so chräftig vom Berg uf,
und sie luegt, was 's Chiimli macht, und git em e Schmützli,
und iez isch em wohl, und 's weiß nit z'blibe vor Freude.

Nootno prange d'Matte mit Gras und farbige Blueme;
nootno duftet 's Chriesi-Bluest, und grüenet der Pflum-Baum;

Ausgabe. I.

*) Tröstich Gott! [illegible]

nootno wird der Rogge buschig, Weizen und Gerste,
und mi Häberli seit: „Do blibi au nit dehinte!“
Nei, es spreitet d'Blättli us, wer het em sie gwobe?
und iez schießt der Halm, — wer tribt in Röhren an Röhre
's Wasser us de Wurzle bis in die saftige Spitze?
Endli schlieft en Aehri us, und schwankt in de Lüfte —
Sagmer au ne Mensch, wer het an sideni Fäde
do ne Chnöspli ghenkt und dört mit chünstlige Hände?
d'Engeli, wer denn sust? Sie wandle zwische de Furen
uf und ab vo Halm zue Halm, und schaffe gar södli.
Jez hangt Bluest an Bluest am zarte schwankige Aehri,
und mi Haber stoht, as wie ne Brüütli im [illegible] Stuehl.
Jez sin zarti Chörnli drin, und wachsen im [illegible]
und mi Haber merkt afange, was es [illegible]
D'Chäferli chömme und d'Fliege, sie [illegible] bete zue'nem,
[illegible] und singen: [illegible]

Und 's Schi-Würmli chunnt, Potz tausig mittem Laternli,
z'Nacht um Nüni z'Liecht, wenn d'Fliegen und d'Chäferli schlofe.

Esset, Chinder, segn' es Gott, und wachset und trüeihet!
Sieder het me gheuet, und Chriesie gunne no Pfingste;
sieder het me Pflümli gunne hinterem Garte;
sieder hen sie Rocke gschnitte, Weizen und Gerste,
und, die arme Chinder hen barfis zwischen de Stupfle
gfalleni Aehri glesen, und 's Müüsli hetene ghulfe.
Druf het au der Haber bleicht. Voll mehligi Chörner
het er gschwankt und gseit: „Jez ischs mer afange verleidet,
„und i merk, mi Zit isch us, was thueni ellei do,
„zwische de Stupfel-Rüeben, und zwische de Grumbire-Stude?"
Druf isch d'Muetter usen und 's Efersinli und 's Plunni, *)

Ausgabe I.
*) Druf ischs Vreni usen und 's Efersinli und 's Plunni,

's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hej sie'n dröscht vo frueih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi, — Geltet, 's isch guet gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Wächterruf.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zehni gschlage.
Jez betet und iez göhnt ins Bett,
Und wer e rüeihig G'wisse het,
schlof sanft und wohl! Im Himmel wacht
e heiter Aug die ganzi Nacht.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Oelfi gschlage.
Und wer no an der Arbet schwizt,
und wer no bi der Charte sizt,
dem bieti iez zuem leztemol, —
's isch hochi Zit — und schlofet wohl!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwölfi gschlage.

Und wo no in der Mitternacht,
e Gmüeth in Schmerz und Chummer wacht,
se geb der Gott e rüeihige Stund,
und mach di wieder froh und gsund!

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Eis gschlage.
Und wo mit Satans G'heiß und Roth
e Dieb uf dunkle Pfade goht,
— i wills nit hoffen, aber gschiehts —
gang heim! Der himmlisch Richter sieht's.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Zwei gschlage.
Und wem scho wieder, eb's no tagt,
Die schweri Sorg am Herzen nagt,
Du arme Tropf, di Schlof isch hi!
Gott sorgt! Es wär nit nöthig gsi.

Loset, was i euch will sage!
D'Glocke het Drü gschlage.
Die Morgestund am Himmel schwebt,
und wer im Friede der Tag erlebt,
dank Gott, und faß e frohe Mueth,
und gang ans G'schäft und — halt di guet!

Der Bettler.

En alte Ma, en arme Ma,
er sprichtich um e Wohlthat a.
e Stückli Brod ab euem Tisch,
wenns eue guete Willen isch!
He io, dur Gottes Wille!

Im Sturm und Wetter, arm und bloß,
gibore bini uf der Stroß,
und uf der Stroß in Sturm und Wind
erzogen, arm, e Bettelchind.
Druf woni chräftig worde bi
und d'Eltere sin gstorbe gsi,
se hani denkt: Soldate-Tod
isch besser, weder Bettelbrod.
I ha in schwarzer Wetternacht
vor Laudons Zelt und Fahne gwacht,

i bi bim Paschal Paoli
in Corsika Draguner gsi,
und gfochte hani, wie ne Ma,
und Bluet an Gurt und Säbel gha.
I bi vor menger Batterie,
i bi in zwenzig Schlachte gsi,
und ha mit Treu und Tapferkeit
dur Schwerd und Chugle 's Lebe treit.
Z'letzt hen si mi mit lahmem Arm
ins Elend gschickt. Daß Gott erbarm!
He io, dur Gottes Wille!

„Chumm, arme Ma!
I gunn der's, wienis selber ha.
Und helf der Gott us diner Noth,
Und tröst' di, bis es besser goht.“

Vergelts der Her, und dankder Gott,
du zarten Engel wiiß und roth,
und geb der Gott e brave Ma! —
Was luegsch mi so biwegli a?
Hesch öbben au e Schatz im Zelt,
mit Schwerd und Roß im wite Feld?
Biwahr di Gott vor Weh und Leid,
und geb dim Schatz e sicher Gleit,

und bring der bald e gsunde Ma!
's goht ziemli scharf vor Mantua.
's cha sy, i chönnt der Melbig ge. —
Was luegsch mi a, und wirst wie Schnee?
Denkwol i henk mi Bettelgwand,
mi falsche graue Bart an d'Wand?*) —
Jez b'schau mi recht, und chennst mi no?
Geb Gott, i seig Gottwilche do!

„Her Jesis, der Friedli, mi Friedli isch do!
Gottwilche, Gottwilche, wohl chenni di no!
Wohl het mi bigleitet die lieblige Gestalt,
uf duftige Matten, im schattige Wald.
Wohl het di bigleitet mi b'chümmeret Herz
dur Schwerder und Chugle mit Hoffnig und Schmerz,
und briegget und betet. Gott het mer willfahrt,
und het mer mi Friedli und het mer en gspart.
Wie chlopfts mer im Buese, wie bini so froh!
O Muetter, chumm weidli, mi Friedli isch do!"

Ausgabe I.

*) und seisch nit: „Henk di Bettelgwand
di falsche graue Bart an d'Wand?"

's het ein scho an d'Finger gfrore z'Morgen und z'Obe.
Endli hemmer en brocht und in der staubige Schüre
hej sie'n dröscht vo früeih um Zwei bis z'Oben um Vieri.
Druf isch's Müllers Esel cho, und hetten in d'Mühli
g'holt, und wieder brocht, in chleini Chörnli vermahle;
und mit feister Milch vom junge fleckige Chüeihli
hetten 's Müetterli g'chocht im Tüpfi, — Geltet, 's isch guet gsi?
Wüschet d'Löffel ab, und bett eis! Danket dem Heren —
und iez göhnt in d'Schuel, dört hangt der Ofer am Simse!
Fall mer keis, gent Achtig, und lehret, was menich ufgit!
Wenn der wieder chömmet, se chömmetder Zibbertli über.

Was bringsch denn Neu's us Afrika?
Sie hen g'wis au so Umständ gha,
und d'Büchse gspannt, und d'Säbel g'wetzt,
und Freiheits-Bäum vor d'Chilche gsetzt?

De hesch so rothi Strümfli a.
Isch öbbe Bluet vom Schlachtfeld dra?
Wo hesch die schwarze Fegge g'no?
Bisch öbbe z'nooch an d'Flamme cho?

Um das hättsch über Land und Meer
nit reise dörfe hi und her
vom Rhi'-Strom bis in Afrika;
De hättschs jo in der Nööchi gha.

Mer wüsse leider au dervo,
und mengi Wunde bluetet no,
und 's druckt no menge Chummer schwer,
und menge schöne Trog isch leer.

Und witer an den Alpe hi,
ischs, Gott erbarms, no ärger gsi,
und Weh und Ach het usem Wald
und us de Berge widerhallt.

Ans Wilhelm Telle Freiheits-Huet
hangt menge Tropfe Schwizerbluet.
Wie hets nit ummen blitzt und g'chracht,
und dundret in der Wetter-Nacht!

Doch öbben in der Wetter-Nacht
het Gottis Engel au no g'wacht.
„Jo frili," seit er, „Chlip und Chlap!"
und schwenkt de Schnabel uf und ab.

Gang, Muetter, und heiß 's Büebli cho!
Lueg, Chind, di Storch isch wieder do!
Sag: Grüeß di Gott! Was bringsch mer mit?
I glaub, bim Bluest, er chennt di nit. *)

Ausgabe. I.

*) Was pepperſch? Mer verstöhn die nit,
Schwetz dütli, wenn de rede witt!

Gang, hol ein 's Becke Chasperli!
Er isch e Rung im Welschland gsi;
er het emol go Vivis gschmeckt,
und wie der Storch si Schnabel g'streckt.

's macht's, weil d' so groß und suber bisch,
und 's Löckli chrüser worden isch,
Fern hesch no so ne Jüppli gha,
iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet noch alliwil,
und 's schint, er wiß no sölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het si Gfalle selber dra. *)

's isch gnueg, Her Storch! Mer wüsse's scho,
und was de seisch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
und alles gsund isch — Dank der Gott!

Ausgabe I.

*) Und welsche chaner, 's isch e Gruus;
es blibt ke Wentelen im Hus,
und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gschäfte ha;
er martschet näume, wenn er cha
„Jez Chrütz im Baum, und Sakertie!
„ne Moos verspielt! Poz Mundie!" —

He io, 's mag wieder ziemli go, *)
und 's Feld-Piket isch nümme do;
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und de, wo d'Storche heißet cho,
und d'Rabe nährt, isch au no do,
Er schafft den' Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Preßten us.

Und wo me luegt und luege cha,
se lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hinter de Tanne stoht.

Gang, lueg e wenig d'Gegnig a!
I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Ausgabe I.

*) Sust möchts, Gottlob! so ziemli go,

'S macht's, weil d' so groß und sufer bisch,
und 's Löckli chrüser worden isch,
Fern hesch no so ne Jüppli gha,
iez hesch scho gstreifti Hösli a.

Er pepperet noch alliwil,
und 's schint, er wiß no sölli viel.
Es goht em au, wie mengem Ma,
er het si Gfalle selber dra. *)

'S isch gnueg, Her Storch! Mer wüsse's scho,
und was de seisch, mer glaube's io!
Es freut di au, aß 's Dorf no stoht,
und alles gsund isch — Dank der Gott!

Ausgabe I.

*) Und welsche chaner, 's isch e Gruus;
es blibt ke Wenteleu im Hus,
und 's Glas stoht an de Fenstern ab;
wer weiß, verstoht er Chlip und Chlap!

Zwor wird er anderi Gschäfte ha;
er martschet näume, wenn er cha
„Jez Chrüz im Baum, und Sakertie!
„ne Moos verspielt! Poz Mundie!" —

He io, 's mag wieder ziemli go, *)
und 's Feld-Piket isch nümme do;
wo Lager gsi sin Zelt an Zelt,
goht iez der Pflueg im Ackerfeld.

Und de, wo d'Storche heißet cho,
und d'Rabe nährt, isch au no do,
Er schafft den' Arme Brod ins Hus,
und heilt die alte Presten us.

Und wo me luegt und luege cha,
se lächlet ein der Frieden a,
wie Morgeliecht, wenn d'Nacht vergoht,
und d'Sunne hinter de Tanne stoht.

Gang, lueg e wenig d'Gegnig a!
I glaub, de wirsch e Gfalle ha.
Mi Matten isch der wohl bikannt,
am Brunnen abe linker Hand.

Ausgabe I.

*) Sust möchts, Gottlob! so ziemli go,

Und trisch am Bach e Fröschli a,
sen ischs der gunnt. Verstick nit dra!
Und, was i bitt, loß d'Imme goh!
Mi Große seit, sie fliege scho.

Anmerkung. Zwischen Vers 14 und 15 ist in der ersten Ausgabe noch folgender Vers:

's isch au nit Alles grad und recht,
und 's Nochbers Chind isch sölli schlecht;
mi Gschwei het hinecht binem gwacht,
's het Gichter gha die ganzi Nacht.

Sonntagsfrühe.

Der Samstig het zum Sunntig gseit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„sie sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf kei Bei meh stoh."

So seit er, und wo's Zölfi schlacht,
se sinkt er aben in d'Mitternacht.
Der Sunntig seit: „Jez isch's an mir!"
Gar still und heimli bschließt er d'Thür.
Er düselet hinter d'Sterne no,
und cha schier gar nit obsi cho.

Doch endli ribt er d'Augen us,
er chunnt der Sunn an Thür und Hus;
sie schloft im stille Chämmerli;

er pöpperlet am Lädemli;
er rüeft der Sunne: „d'Zit isch do!"
Sie seit: „I chumm enanderno." —

Und lisli uf de Zeeche goht,
und heiter uf de Berge stoht*)
der Sunntig, und 's schloft Alles no;
es sieht und hört en Niemes goh;
er chunnt ins Dorf mit stillem Tritt,
und winkt im Guhl: „Verroth mi nit!"

Und wemmen endli au verwacht,
und gschlofe het die ganzi Nacht,
so stoht er do im Sunne-Schi',
und luegt eim zu de Fenstern i
mit sinen Auge mild und guet,
und mittem Meien uffem Huet.

Drum meint ers treu, und was i sag,
es freut en, wemme schlofe mag,
und meint, es seig no dunkel Nacht,

Ausgabe I.

*) und fründli uf de Berge stoht

wenn d'Sunn am heit're Himmel lacht.
Drum isch er au so lisli cho,
drum stoht er au so liebli do.

Wie glitzeret uf Gras und Laub
vom Morgethau der Silberstaub!
Wie weiht e frische Maieluft,
voll Chriesi-Bluest und Schleeche-Duft!
und d'Immli sammle flink und frisch,
sie wüsse nit, aß 's Sunntig isch.

Wie pranget nit im Garte-Land
der Chriesi-Baum im Maie-Gwand,
Gel-Veieli und Tulipa,
und Sterneblueme nebe dra;
und gfüllti Zinkli blau und wiiß,
me meint, me lueg ins Paradies!

Und 's isch so still und heimli do,
men isch so rüeihig und so froh!
Me hört im Dorf kei Hüst und Hott;
e Guete Tag und Dank der Gott,
und 's git gottlab e schöne Tag,
isch Alles, was me höre mag.

Und 's Vögeli seit: „Frili io!
„Potz tausig!, io, do isch er scho!
„Er bringt io in si'm Himmels-Glast
„Dur Bluest und Laub in Hurst und Nast!"
Und 's Distelzwigli vorne dra
het 's Sunntig-Röckli au scho a.

Sie lüte weger 's Zeiche scho,
der Pfarer, schint's, will zitli cho.
Gang, brech mer eis Aurikli ab,
verwüschet mer der Staub nit drab;
und Chüngeli, leg di weidli a,
de muesch derno ne Meje ha!

Auf einem Grabe.

Schlof wohl, schlof wohl im chüele Bett!
De ligsch zwor hert uf Sand und Chies;
doch spürts di müede Rucke nit.
Schlof sanft und wohl!

Und 's Deckbett lit der, dick und schwer
in d'Höchi gschüttet, uffem Herz.
Doch schlofsch im Friede, 's druckt di nit.
Schlof sanft und wohl!

De schlofsch und hörsch mi B'hüetdi Gott,
de hörsch mi sehnli Chlage nit.
Wärs besser, wenn de's höre chönntsch?
Nei, weger nei!

O 's isch der wohl, es isch der wohl!
Und wenni numme bi der wär,
se wär scho Alles recht und guet.
Mer tolten is.

De schlofsch und achtisch 's Unrueih nit
im Chilche-Thurn die langi Nacht,
und wenn der Wächter Zwölfi rüeft
im stille Dorf.

Und wenns am schwarze Himmel blitzt,
und Gwülch an Gwülch im Donner chracht,
se fahrt der 's Wetter übers Grab,
und weckt di nit.

Und was di früeh im Morgeroth
bis spot in d'Mittnacht bchümmert het,
Gottlob, es ficht di nimmen a
im stille Grab.

Es isch der wohl, o 's isch der wohl!
und Alles was de g'litte hesch,
Gott Lob und Dank, im chüele Grund
thuets nümme weh.

Drum, wenni numme bi der wär,
so wär io Alles recht und guet.
Jez sitzi do, und weiß kei Trost
mi'm tiefe Schmerz.

Doch öbbe bald, wenns Gottswill isch,
se chunnt mi Samstig z'Oben au,
und druf, se grabt der Nochber Chlaus
mir au ne Bett.

und wenni lig, und nümme schnuuf,
und wenn sie 's Schlofflied gsunge hen,
se schüttle sie mer 's Deckbett uf,
und — Bhüetdi Gott!

I schlof derno so sanft wie du,
und hör im Chilch-Thurn 's Unrueih nit.
Mer schlofe, bis am Sunntig frueih
der Morge thaut.

Und wenn emol der Sunntig tagt,
und d'Engel singe 's Morgelied,
se stöhn mer mit enander uf,
erquickt und gsund.

Und 's stoht e neui Chilche do,
sie funklet hell im Morgeroth.
Mer gehn, und singen am Altar
Hallelu[illegible]!

Der Wächter in der Mitternacht.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage."

Wie still isch Alles! Wie verborgen isch
was Lebe heißt, im Schoß der Mitternacht
uf Stroß und Feld! Es tönt kei Menschetritt;
es fahrt kei Wagen us der Ferni her;
kei Husthür gahret, und kei Othem schnuuft,
und nit emol e Möhnli rüeft im Bach.
's litt Alles hinterm Umhang iez und schloft;
und ob mit liichtem Fueß und stillem Tritt
e Geist vorüber wandlet, weiß i nit.

Doch was i sag, ruuscht nit der Tiich? Er
schießt
im Leerlauf ab am müede Mühli=Rad,
und näume schliicht der Iltis unterm Dach
de Tremle no, und lueg, do obe zieht
vom Chilchthurm her en Uihl im stille Flug
dur d'Mitternacht, und hangt denn nit im Gwülch
die großi Nacht=Laterne dört, der Mond?
Still hangt sie dört, und d'Sterne flimmere,
wie wemmen in der dunkle Rege=Nacht,
vom wite Gang ermattet, uf der Stroß
an d'Heimeth chunnt, no keine Dächer sieht
und numme do und dört e fründli Liecht.

Wie wirds mer doch uf eimol so kurios?
wie wirds mer doch so weich um Brust und Herz?
As wenni briegge möcht, weiß nit worum;
as wenni 's Heimweh hätt, weiß nit — no was.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und ischs so schwarz und finster do,
„se schine d'Sternli no so froh,
„und us der Heimeth chunnt der Schi';
„'s muß lieblig in der Heimeth sy!"

Was willi? Willi dure Chilchhof goh
ins Unterdorf? Es isch mer, d'Thür seig off,
as wenn die Todten in der Mitternacht
us ihre Gräbere giengen, und im Dorf
e wenig luegten, ob no alles isch
wie almig. 's isch mer doch bis dato ken
bigegnet, aß i weiß. Denkwol i thue's,
und rüef de Todte, — nei, sell thueni nit!
Still willi uf de stille Gräbere goh!
Sie hen io d'Uhr im Thurn, und weiß i denn,
isch au scho ihre Mitternacht verbei?
's cha sy, es falle no dunkler alliwil
und schwärzer uf sie abe, — d'Nacht isch lang.
's cha sy, es zuckt e Streifli Morgeroth
scho an de Berge uf, — i weiß es nit.

Wie ischs so heimli do? Sie schlofe wohl,
Gott gunnene's! — e bizli schuderig,
sel läugni nit; doch isch nit Alles todt,
I hör io 's Unrueih in der Chilche; 's isch
der Puls der Zit in ihrem tiefe Schlof,
und d'Mitternacht schnuuft vo de Berge her.
Ihr Othem wandlet über d'Matte, spielt
dört mittem Tschäubbeli am grüene Nast,
und pfift dur d'Scheie her am Garte-Hag.
Sie chuuchet füecht an d'Chilche-Mur und cholt;

die lange Fenster schnattere dervo
und 's lopperig Chrüz. Und Jueg, do lüftet sie
en offe Grab! — Du gueten alte Franz,
se hen sie an di Bett scho gmacht im Grund,
und 's Deckbett wartet uf di nebe dra,
und d'Liechtli us der Heimeth schine dri!

He nu, es gohtis alle so. Der Schlof
zwingt Jeden uffem Weg, und eb er gar
in d'Heimeth dure chunnt. Doch wer emol
si Bett im Chilchhof het, Gottlob er isch
zuem letzte mol do niden übernacht,
und wenn es taget, und mer wachen uf
und chömmen use, hemmer nümme wit,
e Stündli öbben, oder nitemol. —
Se stolperi denn au no d'Stäpfli ab,
und bi so nüechter bliebe hinechtie.

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Sternli schine no so froh,
„und us der Heimeth schimmerts so,
„und 's isch no umme chleini Zit.
„Vom Chilchhof het me nümme wit."

Wo bini gsi? Wo bini echterst iez?
e Stäpfli uf, e Stäpfli wieder ab,

und witers nüt? Nei weger, witers nüt!
Isch nit 's ganz Dörfli in der Mitternacht
e stille Chilchhof? Schloft nit Alles do,
wie dört, vom lange müede Wachen us,
vo Freud und Leid, und isch in Gottis Hand,
do unterm Strauh-Dach, dört im chüele Grund,
und warte, bis es taget um sie her?

He, 's würd io öbbe! Und wie lang und schwarz
aü d'Nacht vom hoche Himmel abe hangt,
verschlosen isch der Tag deswegen nie;
und bis i wieder chumm, und no ne mol,
se gen mer d'Gühl scho Antwort, wenni rüef,
se weiht mer scho der Morgeluft ins Gsicht.
Der Tag verwacht im Tanne-Wald, er lüpft
alsgmach der Umhang obsi; 's Morgeliecht,
es rieslet still in d'Nacht, und endli wahlt's
in goldne Strömen über Berg und Thal.
Es zuckt und wacht an allen Orte; 's goht
e Lade do und dört e Husthür uf,
und 's Lebe wandlet use frei und froh.

Du liebi Seel, was wirds e Firtig sy,
wenn mit der Zit die letzti Nacht versinkt,
und alli goldne Sterne groß und chlei,

und wenn der Mond und 's Morgeroth und d'Sunn
in Himmels-Liecht verrinnen, und der Glast
bis in die tiefe Gräber abe dringt,
und d'Muetter rüeft de Chindlene: „'s isch Tag!"
und Alles usem Schlof verwacht, und do
ne Lade ufgoht, dört e schweri Thür!
Die Todte luegen use iung und schön.
's het menge Schade guetet übernacht,
und menge tiefe Schnatte bis ins Herz
isch heil. Sie luegen use gsund und schön,
und tunke 's Gsicht in Himmels-Luft. Sie stärkt
bis tief ins Herz — o wenns doch bald so chäm!*)

„Loset, was i euch will sage!
„D'Glocke het Zwölfi gschlage.

„Und d'Liechtli brennen alli no;
„der Tag will iemerst no nit cho.
„Doch Gott im Himmel lebt und wacht,
„er hört wohl, wenn es Vieri schlacht!"

Ausgabe I.
*) bis tief ins Herz — Du alte Nar, was bringsch?

Der zufriedene Landmann.

Denkwohl, iez lengi au in Sack,
und trink e Pfifli Rauchtubak,
und fahr iez heim mit Eg und Pflueg,
der Laubi meint scho lang, 's feig gnueg.

Und wenn der Kaiser usem Roth
in Feld und Forst ufs Jage goht,
se lengt er denkwol au in Sack,*)
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Ausgabe I.
*) se lengt er eben au in Sack.

Doch trinkt er wenig Freud und Lust,
es isch em näume gar nit iust.
Die goldne Chrone drucke schwer;
's isch nit, as wenns e Schie-Huet wär.

Wohl goht em menge Batzen i,
doch will au Menge gfuettert sy;
und woner lost, isch Bitt und Bitt,
und Alli tröste chaner nit.

Und wenn er hilft, und sorgt und wacht
vom frueihe Morge bis in d'Nacht,
und meint, iez heig er Alles tho,
se het er erst ke Dank dervo.

Und wenn, vom Treffe bluetig roth,
der Jenneral im Lager stoht,
se lengt er endli au in Sack,
und trinkt e Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts em nit im wilde Gwüehl,
bi'm Ach und Weh und Saitespiel;
er het turnieret um und um,
und Niemes will en lobe drum.

Und Fürio und Mordio
und schweri Wetter ziehnem no;
do lit der Granedier im Bluet,
und dört e Dorf in Rauch und Gluet.

Und wenn in d'Meß mit Guet und Geld
der Chaufher reist im wite Feld,
se lengt er eben au in Sack,
und holt si Pfifli Rauchtubak.

Doch schmeckts der nit, du arme Ma!
Me sieht der dini Sorgen a,
und 's Ei mol Eis, es isch e Gruus,
es luegt der zu den Augen us.

De treisch so schwer, es thuet der weh;
Doch hesch nit gnueg, und möchtsch no meh,
und weisch io nit, wo ane mit;
drum schmeckt der au di Pfifli nit.

Mir schmeckts, Gottlob, und 's isch mer gsund.
Der Weize lit im füechte Grund,
und mittem Thau im Morgeroth,
und mit sim Othem segnets Gott.

Und 's Anne Meile flink und froh,
es wartet mit der Suppe scho,
und d'Chinderli am chleine Tisch,
me weiß nit, welles 's fürnehmst isch.

Drum schmeckt mer au mi Pfifli wohl.
Denk wohl, i füllmers no ne mol!
Zuem frohe Sinn, zuem freie Mueth,
und heimetzue schmeckt Alles guet.

Die Vergänglichkeit.

(Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach, in der Nacht.)

Der Bueb seit zum Aetti:

Fast allmol, Aetti, wenn mer's Röttler Schloß
so vor de Auge stoht, se denki dra,
öbs üsem Hus echt au e mol so goht.
Stohts denn nit dört, so schudrig, wie der Tod
im Basler Todtetanz? Es gruset eim,
wie länger as me's bschaut. Und üser Hus,
es sitzt jo wie ne Chilchli uffem Berg,
und d'Fenster glitzeren, es isch e Staat.
Schwetz, Aetti, gohts em echterst au no so?
I mein emol, es chönn schier gar nit sy.

Der Aetti seit:

Du guete Bursch, 's cha frili sy, was meinsch?
's chunnt Alles iung und neu, und Alles schlicht
sim Alter zue, und Alles nimmt en End,
und nüt stoht still. Hörsch nit, wie's Wasser
ruuscht,
und siehsch am Himmel obe Stern an Stern?
Me meint, vo alle rühr si kein, und doch
ruckt Alles witers, Alles chunnt und goht.

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt.
De bisch no iung; närsch, i bi au so gsi,
iez würds mer anderst, 's Alter, 's Alter chunnt,
und woni gang, go Gresgen oder Wies,
in Feld und Wald, go Basel oder heim,
's isch einerlei, i gang im Chilchhof zue, —
briegg, alder nit! und bis de bisch wien ich,
e gstandne Ma, se bini nümme do,
und d'Schof und Geiße weiden uf mi'm Grab,
Jo wegerli, und 's Hus wird alt und wüest;
der Rege wäscht der's wüester alli Nacht,
und d'Sunne bleicht der's schwärzer alli Tag,
und im Vertäfer popperet der Wurm.
Es regnet no dur d'Bühne ab, es pfift
der Wind dur d'Chlimse. Drüber thuesch du au

no d'Auge zue; es chömme Chindes-Chind,
und pletze drà. Z'letzt fuults im Fundement,
und 's hilft nüt meh. Und wemme nootno gar
zweitusig zehlt, isch Alles z'semme g'keit,
Und 's Dörfli sinkt no selber in si Grab.*)
Wo d'Chilche stoht, wo 's Vogts und 's Here Hus,
goht mit der Zit der Pflueg. —

Der Bueb seit:

Nei, was de seisch!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt!
Isch Basel nit e schöni tolli Stadt?
's sin Hüser drinn, 's isch mengi Chilche nit
so groß, und Chilche, 's sin in mengem Dorf
nit so viel Hüser. 's isch e Volchspiel, 's wohnt
e Richthum drinn, und menge brave Her,
und menge, wonni gchennt ha, lit scho lang
im Chrüz-Gang hinterm Münster-Platz und schloft.
's isch eithue, Chind, es schlacht e mol e Stund,

Ausgabe I.

*) Und endli sinkt's ganz Dörfli in si Grab.

goht Basel au in's Grab, und streckt no dö
und dört e Glied zuem Boden us, e Joch,
en alte Thurn, e Giebel-Wand; es wachst
do Holder druf, do Büechli, Tanne dört,
und Moos und Farn, und Reiger niste drinn*) —
's isch schad derfür! — und sin bis dörthi d'Lüt
so närsch wie iez, se göhn au Gspenster um.
d'Frau Faste, 's isch mer iez, sie fang scho à,
mer seits emol, — der Lippi Läppeli, **)
und was weiß ich, wer meh. Was stoßisch mi?

Der Bueb seit:

Schwetz lisli, Aetti, bis mer über d'Bruck
do sin, und do an Berg und Wald verbei!
Dört obe iagt e wilde Jäger, weisch?
Und lueg, do niden in de Hürste seig
gwiß 's Eier-Meidli g'lege, halber fuul,
's isch Johr und Tag. Hörsch, wie der Laubi
schnuft?

Ausgabe I.

*) Und Moos und Farn, und Reiger sitze druf —

**) Der Sulger, wo die arme Bettel-Lüt
vergeistert het, der Lippi Läppeli,

Der Aetti seit:

Er het der Pfnüsel! Seig doch nit so närsch!
Hüst Laubi, Merz! — und loß die Todte go,
sie thüen der nüt meh! — Je, was hani gseit?*)
Vo Basel, aß es au emol verfallt. —
Und goht in langer Zit e Wanders-Ma
ne halbe Stund, e Stund wit dra verbei,
se luegt er dure, lit ke Nebel druf,
und seit si'm Kamerad, wo mittem goht:
„Lueg, dört isch Basel gstande! Selle Thurn
„seig d'Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür!"**)

Der Bueb seit:

Nei, Aetti, ischs der Ernst? 's cha nit sy!

Der Aetti seit:

Je, 's isch nit anderst, lueg mi a, wie d'witt,
und mit der Zit verbrennt die ganzi Welt.
Es goht e Wächter us um d'Mitternacht,
e fremde Ma, me weiß nit, wer er isch,

Ausgabe I.

*) 's sin Narr-Posse! — Je, was hani gseit?

**) „isch d'Peters-Chilche gsi, 's isch schad derfür!"

er funklet, wie ne Stern, und rüeft: „Wacht auf!
„Wacht auf, es kommt t.. Tag!" — Drob röthet si
der Himmel, und es dundert überal,
z'erst heimlig, alsg'mach lut, wie sellemol
wo Anno Sechsenünzgi der Franzos
so uding gschosse het. Der Bode schwankt, *)
aß d'Chilch-Thürn guge; d'Glocke schlagen a,
und lüte selber Bett-Zit wit und breit,
und Alles bettet. Drüber chunnt der Tag;
o, b'hüetis Gott, mer brucht ke Sunn derzue,
der Himmel stoht im Bliz, und d'Welt im Glast.
Druf gschieht no viel, i ha iez nit der Zit;
und endli zündets a, und brennt und brennt,
wo Boden isch, und Niemes löscht. Es glumst
wohl selber ab. Wie meinsch, siehts us derno? **)

Der Bueb seit:

O Aetti, sag mer nüt me! Zwor wie gohts
de Lüte denn, wenn Alles brennt und brennt?

Ausgabe I.

*) so uding gschosse het. Der Bode wankt,

**) z'lezt selber ab. Wie meinsch, siehts us derno?

Der Aetti seit:

He, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —*)
wo sin sie? Seig du frumm, und halt di wohl,
geb, wo de bisch, und bhalt di Gwisse rein!
Siehsch nit, wie d'Luft mit schöne Sterne prangt!
's isch iede Stern verglichlige ne Dorf,
und witer obe seig e schöne Stadt,**)
me sieht sie nit vo do, und haltsch di guet,
se chunnsch in so ne Stern, und 's isch der wohl,
und findsch der Aetti dört, wenn's Gottswill isch,
und 's Chünge selig, d'Muetter. Debbe fahrsch
au d'Milchstroß uf in die verborgni Stadt,
und wenn de sitwärts abe luegsch, was siehsch?
e Röttler Schloß! Der Belche stoht verchohlt,
der Blauen au, as wie zwee alti Thürn,
und zwische drinn isch Alles use brennt,
bis tief in Bode abe. D'Wiese het
ke Wasser meh, 's isch Alles öd und schwarz,
und todtestill, so wit me luegt — das siehsch,
und seisch di'm Kamerad, wo mitder goht:
„Lueg, dört isch d'Erde gsi, und selle Berg

Ausgabe I.

*) Närsch, d'Lüt sin nümme do, wenns brennt, sie sin —

**) und witer obe seig e schöni Stadt,

„het Belche gheiße! Nit gar wit dervo
„isch Wisleth gsi, dört hani au scho glebt,
„und Stiere g'wettet, Holz go Basel g'füehrt,
„und broochet, Matte g'raust, und Liecht-Spöh'
g'macht,
„und g'vätterlet, bis an mi selig End,
„und möcht iez nümme hi." — Hüst Laubi,
Merz!

Der Jenner.

Im Aetti fezt der Oelbampf zue,
Mer chönnte 's Aempeli use thue,
und d'Läden uf. Der Morge=Schi
blickt scho zuem runde Nastloch i. —
O lueget doch, wie chalt und roth
Der Jenner uf de Berge stoht.

Er seit: „I bi ne b'liebte Ma,
„der Stern am Himmel lacht mi a!
„Er glitzeret vor Lust und Freud,
„und mueß er furt, sen ischs em Leid,
„er luegt mi a, und cha's nit lo,
„und würd bizite wieder cho."

„Und unteher in Berg und Thal,*)
„wie flimmerets nit überal!
„An allen Ende Schnee und Schnee:
„'s isch Alles mir zue Ehre g'scheh,
„und woni gang im wite Feld,
„sin Stroße bahnt, und Brucke gstellt.“

Er seit: „I bi ne frische Ma,
„i ha ne luftig Tschöpli a,
„und rothi Backe bis ans Ohr,
„e heiter Aug und Duft im Hoor,
„ke Wintergfrist, ke Gliederweh,
„und woni gang, se chracht der Schnee.“

Er seit: „I bi ne gschickte Ma,
„luez, wieni überzuckere cha!
„I chuuch, und an de Hürste hangts,
„und an de zarte Birche schwankts.
„Der Zuckerbeck mit gschickter Hand,
„mit Geld und Guet wärs nit im Stand.

Ausgabe. I.

*) Und unter mer in Berg und Thal,

„Jez lueg au dini Schiben a,
„und wieni Helgli chrizle cha!
„Do hesch e Blüemli, wenns der gfallt,
„do hesch e ganze Tannewald!
„Der Früehlig chönnts nit halber so,
„'s isch mit der Farb nit Alles tho.“

Er seit: „I bi ne starche Ma,
„und zwing mi Näumer, wenn er cha!
„Der Forster gstablet uf der Jacht,
„Der Brunntrog springt, der Eichbaum chracht.
„D'Frau Sunne, mittem Gsichtli rund,
„het's Herz nit, aß sie füre chunnt.“

's isch wohr, me weiß nit, was sie tribt,
und wo sie alli Morge blibt.
Wie länger Nacht, wie spöter Tag,
wie besser aß sie schlofe mag,
und blieb es bis um Zehni Nacht,
se chäm sie erst, wenns Oelfi schlacht.

Nei, het sie's ghört? Dört chunnt sie io!
Me meint, 's brenn Alles liechterloh! —

Sie stoht im chalte Morgeluft,
sie schwimmt im rothe Nebelduft.
Zeig, chuuch e wenig d'Schiben a,
's isch, aß me besser luege cha!

Der Nebel woget uf und ab,
und d'Sunne chämpft, sie loßt nit ab.
Jez het sie 's gunne. Wit und breit
strahlt ihri Pracht und Herlichkeit.
O lueg, wie's über d'Dächer wahlt,
am Chilche=Fenster, lueg, wie's strahlt.

Der Jenner setzt si Arm in d'Huft,
er ruckt am Huet, und schnellt in d'Luft.
Der Jenner seit. „I förch di nit.
„Chumm, wenn de mit mer baschge witt!
„Was gilts, de würsch bizite goh,
„und rüehmsch dim Büebli nüt dervo!"

Je, 's wär wohl hübsch und liebli so,
im warme Stübli gfallts eim scho.
Doch mengi Frau, das Gott erbarm,
sie nimmt ihr nackig Chind in d'Arm,
sie het em nüt um d'Gliedli z'thue,
und wicklet's mittem Fürtuech zue.

—

Sie het kei Holz, und het kei Brod,
sie sitzt und chlagts im liebe Gott.
G'friert Stei und Bei, wohl thaut der Schmerz
no Thränen uf im Muetterherz.
Der Jenner isch e ruuche Ma,
er nimmt sie nüt um d'Armeth a.

Gäng, bring der arme Fischer-Lis
e Säckli Mehl, e Hembli wiß,
nimm au ne Wellen oder zwo,
und sag, sie soll au zuenis cho,
und Weihe hole, wenn i bach,
und decket iez der Tisch alsgmach.

Der Knabe im Erdbeerschlag.

E Büebli lauft, es goht in Wald
am Sunntig Nomittag;
es chunnt in d'Hürst und findet bald
Erdbeeri Schlag an Schlag;
es günnt und ißt si halber z'tod,
und denkt: „Das isch mi Obebrod."

Und wie nes ißt, se ruuschts im Laub;
es chunnt e schöne Chnab.
Er het e Rock, wie Silberstaub,
und treit e goldne Stab.
Er glänzt wie d'Sunn am Schwizer-Schnee.
Si lebelang hets nüt so gseh.

Druf redt der Chnab mi Büebli a:
„Was ißisch? i halts mit!“
„He, nüt!“ seit's Büebli, luegt en à,
und lüpft si Chäppli nit.
Druf seit der Chnab: „He, ißisch nüt,
Du grobe Burst, se battet's nüt!“

Verschwunden isch mi Chnab, unds stöhn
die nächste Hürst im Duft;
drus fliegt en Engeli wunderschön
uf in die blaue Luft,
und 's Büebli stoht und luegt em no,
und chratzt im Hoor, und lauft dervo.

Und sieder isch kei Sege meh
im Beeri-Esse gsi.
I ha mi lebtig nüt so gseh,
sie bschießen ebe nie.
Iß hampflevoll, so viel de witt,
sie stillen eim de Hunger nit!*)

Ausgabe I.

*) sie stille der di Hunger nit!

Was gibi der für Lehre dri?
Was seisch derzue? Mer mueß
vor fremde Lüte fründli si
mit Wort und Red und Grueß;
und 's Chäppli lüpfe z'rechter Zit,
sust het me Schimpf, und chunnt nit wit.

Das Spinnlein.

Nei, lueget doch das Spinnli a,
wie's zarti Fäde zwirne cha!
Bas Gvatter, meinsch, chasch's au ne so?
De wirsch mers, traui, blibe lo.
Es machts so subtil und so nett,
i wott nit, aßi 's z'hasple hätt.

Wo hets die fini Riste g'no,
bi wellem Meister hechle lo?
Meinsch, wemme 's wüßt, wol mengi Frau,*)
sie wär so gscheit, und holti au!
Jez lueg mer, wie's si Füeßli setzt,
und d'Ermel streift, und d'Finger netzt.**)

Ausgabe I.

*) Meinsch, wemme's wüßt, e mengi Frau,

**) und spinne will, und d'Finger netzt.

Es zieht e lange Faden us,
es spinnt e Bruck ans Nochbers Hus,
es baut e Land-Stroß in der Luft,
morn hangt sie scho voll Morgeduft,
es baut e Fueßweg nebe dra,
's isch, aß es ehne dure cha.

Es spinnt und wandlet uf und ab,
Potz tausig, im Galopp und Trab! —
Jez gohts ring um, was hesch, was gisch!
Siehsch, wie ne Ringli worden isch!
Jez schießt es zarti Fäden i,
wirds ödde solle gwobe sy?

Es isch verstuunt, es haltet still,
es weiß nit recht, wo 's ane will.
's goht weger z'ruck, i sieh's em a;
's mueß näumis rechts vergesse ha.
Zwor denkt es, sell pressirt io nit,
i halt mi nummen uf dermit.

Es spinnt und webt, und het kei Rast,
so gliichlig, me verluegt si fast.

Und 's Pfarrers Christoph het no gseit,
's seig iede Fade z'semme gleit.
Es mueß ein gueti Augi ha,
wers zehlen und erchenne cha.

Jez putzt es sini Händli ab,
es stoht, und haut der Faden ab.
Jez sitzt es in si Summer-Hus,
und luegt die lange Stroßen us.
Es seit: „Me baut sie halber z'todt,
„doch freuts ein au, wenn 's Hüsli stoht."

In freie Lüfte wogt und schwankts,
und an der liebe Sunne hangts;
sie schint em frei dur d'Beinli dur,
und 's isch em wohl. In Feld und Flur
sieht 's Mückli tanze iung und feiß;
's denkt bi nem selber: „Hätti eis!"

O Thierli, wie hesch mi verzückt!
Wie bisch so chlei und doch so gschickt!
Wer het di au die Sache glehrt?
Denkwol, der, wonis alli nährt,
mit milde Händen alle git.
Bis z'frieden! Er vergißt di nit.

Do chunnt e Fliege, nei wie dumm!
Sie rennt em schier gar 's Hüsli um.
Sie schreit und winslet Weh und Ach!
Du arme Chetzer hesch di Sach!
Hesch keini Auge bi der g'ha?
Was göhn di üsi Sachen a?

Lueg, 's Spinnli merkts enanderno,
es zuckt und springt und het sie scho.
Es denkt: „I ha viel Arbet g'ha,
„iez muesi au ne Brotis ha!"
I sags io, der wo alle git,
wenns Zit isch, er vergißt ein nit.*)

Ausgabe I.

*) Wenns Zit isch, er vergißt di nit.

Der Wegweiser.

Weisch, wo der Weg zuem Mehlfaß isch,
zuem volle Faß? Im Morgeroth
mit Pflueg und Charst dur's Weizefeld,
bis Stern und Stern am Himmel stoht.

Me hackt, so lang der Tag eim hilft,
me luegt nit um, und blibt nit stoh;
druf goht der Weg dur's Schüre-Tenn
der Chuchi zue, do hemmers io!

Weisch, wo der Weg zuem Gulden isch?
Er goht de rothe Chrüzere no,

und wer nit uffe Chrüzer luegt,
der wird zuem Gulde schwerli cho.

Wo isch der Weg zuer Sunntig-Freud?
Gang ohni G'fohr im Werchtig no
dur d'Werkstatt und dur's Ackerfeld!
der Sunntig wird scho selber cho.

Am Samstig isch er nümme wit,*)
Was deckt er echt im Chörbli zue?
Denkwohl e Pfündli Fleisch ins Gemües,
's cha sy, ne Schöpli Wi derzue.

Weisch, wo der Weg in d'Armeth goht?
Lueg numme, wo Taffere sin;
Gang nit verbei, 's isch guete Wi,
's sin nagelneui Charte d'rinn!

Im letzste Wirthshuus hangt e Sack,
und wenn de furt gohsch, henk en a!
„Du alte Lump, wie stoht der nit
„der Bettelsack so zierlig a!"

Ausgabe I.

*) Am Samstig isch er nit gar wit.

Es isch e hölze G'schirrle d'rinn,
gib Achtig druf, verlier mer's nit,
und wenn de zue me Wasser chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!*)

Wo isch der Weg zue Fried und Ehr,
der Weg zuem gueten Alter echt?
Grad fürsi gohts in Mäßigkeit
mit stillem Sinn in Pflicht und Recht.

Und wenn de amme Chrüzweg stohsch,
Und nümme weisch, wo's ane goht,
halt still, und frog di G'wisse z'erst,
's cha dütsch, Gottlob, und folg si'm Roth.

Wo mag der Weg zuem Chilchhof sy?
Was frogsch no lang? Gang, wo de witt!

Ausgabe I.

*) Es isch e hölzene Becher drinn,
gib achtig druf, verlier en nit!
Und wenn de an e Wässerli chunnsch
und trinke magsch, se schöpf dermit!

Zuem stille Grab im chüele Grund
führt jede Weg, und 's fehlt si nit.

Doch wandle du in Gottis-Furcht!
i roth der, was i rothe cha.
Sel Plätzli het e gheimi Thür,
und's sin noch Sachen ehne dra.

Recitativ

N Thierli nit in Hurst und

f:

Nast? e

freie Gut, goht

über

